

## REZENSIONEN

<http://dx.doi.org/10.18778/2196-8403.2012.14>

**DETERING, HEINRICH / HOFFMANN, TORSTEN / PASEWALCK, SILKE / PORMEISTER, EVE (eds.) (2011): *Nationalepen zwischen Fakten und Fiktionen. Beiträge zum komparatistischen Symposium 6. bis 8. Mai 2010 Tartu. Tartu: Tartu University Press (=Humaniora: Germanistica 5). 321 S.***

Wie die vier Herausgeber des Tagungsbandes in ihrer Einführung erläutern, ist dem Korpus der Beiträge ein „weite[r] Eposbegriff“ (S. 10) zugrundegelegt, unter Einbeziehung von Texten, „die im strengen Sinne nicht in die literarische Gattung des Epos fallen, aber in signifikant ähnlicher Weise instrumentalisiert, konzipiert und kanonisiert wurden“ (S. 10), kurz gesagt: die im Rahmen eines nationbuilding dieselbe Systemstelle besetzen wie ansonsten ‚Nationalepen‘ bzw. als solche rezipierte Epen (vgl. S. 20 im Beitrag von TATERKA und passim). Diese thematische Ausweitung tut der Kohärenz des Bandes keinen Abbruch; die einzelnen Artikel verweisen implizit in vielfältiger Weise aufeinander, und da, wo man als Leser spontan eine Explizierung solcher Bezüge erwarten würde, wird diese zumeist auch geleistet – beispielsweise in der Frage der Eignung von Einzelgängern als Identifikationsfiguren, die sich bei den isländischen Sagas ebenso stellt wie beim *Wilhelm Tell* (S. 165, Fn. 17), oder im Hinblick auf das von mehreren Beiträgen thematisierte „Gendering von Nationalepen“ (S. 185, Fn. 15 und passim).

In der Einführung scheint eine gewisse Unentschiedenheit hinsichtlich der primären Stoßrichtung der Analysen wahrnehmbar zu sein. Einerseits heißt es da, „Ziel war es, die explizite und implizite Poetik einiger dieser Texte exemplarisch herauszuarbeiten.“ (S. 9f.), andererseits wird wenig später als die „leitende Frage“ diejenige „nach Formen der Funktionalisierung vorgeblich oder tatsächlich alter und anonymen epischer Überlieferungen im Kontext eines *nation building*“ apostrophiert (S. 10). Man sollte allerdings einräumen, dass „Funktionalisierung“, so wie sie an dieser Stelle formuliert wird, ebenso sehr ein produktionsästhetisches wie ein rezeptionsseitiges Phänomen ist, und dass gerade bei vielen der hier zur Rede stehenden Texte ‚Machart‘ und Funktionszuschreibung untrennbar miteinander verflochten sind. Insofern wäre die besagte Ambiguität dann doch nur eine scheinbare. In den Einzelbeiträgen gehen beide Fragerichtungen ohnehin oft eine fruchtbare Verbindung ein. In der Einleitung werden sieben „wiederkehrende Merkmale und Spannungsverhältnisse“ genannt: 1. Alter und künstliche Alterung (zugleich aber auch Neulek-

türe und „Vergegenwärtigung“), 2. Anonymisierung und Autorschaft, 3. Authentizitätsbehauptung und Fiktionalitätsvorbehalt, 4. Nationalität und Gender, 5. Menschheitsdichtung und Nationalliteratur, 6. Schaufensterfunktion und Spiegeleffekt, 7. Text und Territorialisierung.

Der Autor des ersten und theoretisch grundlegenden Beitrags, THOMAS TATERKA (Riga), war schon in der Einleitung mit einem von den anderen Tagungsteilnehmern „Taterkas Gesetz“ getauften Aperçu zitiert worden: der Formulierung, wonach „die für das *nation building* wichtigste Eigenschaft von Nationalepen ihre bloße Existenz ist: Sie sind vor allem dazu da, da zu sein.“ (S. 13) Sein Artikel, *Die Nation erzählt sich selbst. Zum europäischen Nationalepos des 19. Jahrhunderts* (S. 20-72), liefert einen breiten und stringenten Aufriss des Themenkomplexes, der Revitalisierung der um 1800 eigentlich „versargt[en]“ Gattung Epos (S. 20) in moderner Funktion als Nationalepos und der Blütezeit dieses gesamteuropäischen Phänomens im ‚langen‘ 19. Jhd., zwischen Macphersons *Ossian* in den 1760er Jahren und dem *Peko*-Epos der südostestnischen Setu im Jahre 1927. „Im kulturellen Haushalt einer jeden Nation ist nun für das Epos eine Systemstelle vorgesehen. Diese Stelle muss besetzt werden, sei es durch Nationalisierung eines vorhandenen Textes zum Nationalepos, sei es durch die Verfertigung eines Textes als Nationalepos.“ (S. 20) Taterka geht auch auf die vor allem vom deutschen Epos-Diskurs gelieferten literaturtheoretischen Voraussetzungen ein, etwa auf die Liedertheorie F. A. Wolfs, die insbesondere im nordöstlichen Ostseeraum als Leitfaden „für das Verfertigen von Epen durch das ‚Zusammensingen‘ von Volksliedern“ rezipiert wurde (S. 24). Der von Taterka diagnostizierte

„Schaufenstereffekt“ des Epos geht mit der „Modellierung von Kulturkonkurrenzen“ einher (S. 26) – im Falle des lettischen *Lāčplēsis* 1888 gegenüber seinem älteren estnischen Gegenstück gar im Plot mit einem Zweikampf in Szene gesetzt. Auch der in Taterkas Aufsatz en passant, in einem xenophoben Gervinus-Zitat von 1835, aufscheinende dichotomische Topos der „rauhem“ Ursprünglichkeit versus Raffinesse/Routine (S. 30f.) dürfte als ein Running Gag der Epenkonkurrenz anzusehen sein. Neben dem „Schaufenstereffekt“ steht der „Spiegeleffekt“: das Epos auch „als Ort der (vermeintlichen) Begegnung eines Volkes mit sich selbst. [...] Das Epos stellt nicht allein dar, *dass* wir sind, sondern auch, wer wir *uns* sind.“ (S. 31) Bei der dem Epos von Herder und anderen „angesonnene[n]“ Totalität (S. 35) könnte man übrigens auch an eine andere Gattung denken: die Symphonie, etwa eingedenk der Mahlerschen Gleichsetzung mit dem Aufbau einer „Welt“. Spielte die Symphonie in der nationalromantischen Periode gelegentlich eine ähnliche Rolle wie das Epos? Waren (was im späteren Beitrag zum tschechischen Fall nicht diskutiert wird) möglicherweise auch Dvořáks Symphonien und Smetanas symphonische Dichtungen etwas, das die eigentlich für das Epos vorgesehene „Systemstelle“ auszufüllen vermochte? Taterka spricht von der „sanierenden Macht“ des Epos, das „aus ‚Geschichtslosigkeit‘ rührende Trauma“ der fremdbestimmten ethnischen Gruppen zu heilen und ihnen die Chance zu geben, den „Katzentisch“ der „nicht-selbstverständlichen Nationen“ zu verlassen (S. 36). Nimmt man sein Diktum „Die Verheißung von ‚alter Geschichte‘ im Medium des epischen Wortes wirkt ungleich kräftiger auf die nationalepischen Prozesse als jeder eigentlich literarische Impuls“ (S. 38) absolut, dann

wäre der eingangs erörterte Blick auf die Poetik der Texte beinahe schon per se eine Gegen-den-Strich-Lektüre. Umso mehr, als von den an der Epenproduktion Beteiligten zumeist ein Zurücktreten des Subjektiven gefordert wurde; Taterka liefert hierzu ein schönes Zitat des finnischen Epostheoretikers Julius Krohn (1888), wonach es ein „Glück“ gewesen sei, dass der Kalevala-Kompilator Elias Lönnrot, wie an seinen wenigen Gedichten abzulesen, „nicht die geringste praktische poetische Begabung“ gehabt habe (S. 49). An späterer Stelle formuliert Taterka seine Beobachtung noch ein Stück apodiktischer: „Kaum je geht es um die besondere Gestalt des Textes, immer aber um seine Eignung zum Identifikationsangebot seiner Nation.“ (S. 61) Für Europa, so Taterka, könne man von einigen Dutzenden Texten ausgehen, die sich in der Rolle eines „Nationalepos“ durchgesetzt hätten – mit einer ungleich größeren Anzahl gescheiterter Bewerber, denn es könne immer nur **ein** Nationalepos geben (S. 55f.). Umgekehrt werde das Fehlen eines solchen als schmerzhaft empfunden, im 19. Jhd. selbst in einem ansonsten so selbstbewussten Land wie England. In jedem Fall attestiert Taterka den europäischen Nationalepen des 19. Jhd.s ein „gesamteuropäisches Narrativ und [...] eine gesamteuropäische Poetologie“; sie seien zudem „netzartig miteinander verbunden durch eine geradezu überbordende Intertextualität“, oft mit Verzerrungen und Rückkopplungen wie in einem Spiegelkabinett (S. 60).

HANS GRAUBNER (Göttingen) beschäftigt sich in seinem Beitrag (S. 73-92) mit Johann Gottfried Herders Epos-Konzept. Er betont – sicher nicht völlig parallel zu „Taterkas Gesetz“, aber doch ein verwandtes Phänomen – für die Herder-Rezeption im 19. Jhd. allgemein, dass

Herder „gelesen, aber nicht zitiert“ wurde und seine Ideen „gleichsam per Osmose bald in aller Munde“ waren, ohne dass man ihre Entstehung und Begründung seitens des Verfassers genauer betrachtet hätte (S. 73f.). Graubner geht bei seiner Erhellung von Herders Konzepten u. a. auf den Einfluss Johann Georg Hamanns und seiner *Aesthetica in nuce* ein, namentlich im Hinblick auf die Zentralität des Metrums für Herders Epos-Theorie sowie auf den Gedanken der „geschichtliche[n] Gleichursprünglichkeit“ (S. 77) jedes Genies und jedes Volkes. Bei Herder liest sich die Akzentuierung des Poetischen im Epos noch deutlich anders als später bei Julius Krohn: Das Epos, so fasst Graubner ihn zusammen, müsse die mit dem Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit einhergehenden „Verluste der Unmittelbarkeit durch ästhetische Mittel, also künstlich, auffangen“ – was den Epiker, wiewohl stets auf die Tradition des Kollektivs bezogen, eben **auch** als schöpferisches Individuum hervortreten lasse (S. 79). Die politische Funktion des Nationalepos im 19. Jhd. stand im Gegensatz zu Herders Auffassungen; für ihn war die Wiederherstellung der Volksepen „eine Durchgangsstation auf dem Wege zur Humanität, die ihren Kern ausmacht“ (S. 86), und das von Herder anvisierte christologische „Menschheitsepos“ sollte die Herausarbeitung der Gottesebenbildlichkeit des Menschen zum Gegenstand haben (S. 87). In diese Richtung, vielleicht mehr noch als in die Richtung der von Thomas Taterka daran betonten fließenden „Übergänge zwischen Religiosität und Nationalität“, ließe sich m. E. auch die in dessen Beitrag auf S. 32 zitierte Aussage des polnischen Nationalepikers Adam Mickiewicz deuten: „Die Institution der Nation ist nichts anderes

als die Gesamtheit der dem Menschen gegebenen Hilfe, die Wahrheit zur Anwendung zu bringen, die er zuvor im Gotteshaus empfing.“ Ähnlich liest diese Mickiewicz-Stelle WALICKI (1977:91): „W ten sposób naród uzyskał sankcję religijną, ale zarazem uznany został za srodek, a nie cel.“<sup>1</sup>

BARBARA SCHAFF (Göttingen) stellt in ihrem Artikel (S. 93-113) zu James Macphersons seinerzeit übernational so wirkungsmächtigen *Poems of Ossian* (1762) drei Leitfragen: nach der Verschiebung der Werturteile über Macphersons Gedichte im Kontext sich verändernder nationalpolitischer und literarischer Diskurse, nach ihrem Einfluss auf die Landschaftserfahrung und ihrer topographischen Verankerung, schließlich nach ihrer Rolle in der heutigen Kultur Schottlands. Dass Macpherson „im Zuge der sich im Poststrukturalismus durchsetzenden Aufwertung der literarischen Fälschung oder Mystifikation als kreativer Akt [...] nicht mehr als Fälscher verteufelt“, sondern für seine Sensibilität, für die „ästhetischen, politischen und emotionalen Bedürfnisse seiner Epoche“ gefeiert wird (S. 97), kann man sich denken. Schaff betont, dass „der Topos des Verlustes [...] prominent in die Gedichte eingeschrieben“ (S. 98) ist, eine Beobachtung, die uns später im Band auch noch in anderen Fällen begegnen wird. Was die topographische Komponente anbetrifft, so konstatiert Schaff, dass Versuche konkreter Ortszuschreibungen (wie die u. a. Mendelssohn inspirierende „Fingal’s Cave“) relativ selten gewesen seien; in den Gedichten selbst finde man, anders als z. B. im estnischen *Kalevipoeg*, eher eine „nebelhafte Verschleierung von Orten“, so dass „die schottischen Highlands insgesamt zum Inbegriff ossianischer Landschaften“ wurden – durchaus zum Vorteil für den

Tourismus (S. 101). Daran anschließend geht Schaff auf den Klangraum der Gedichte ein; sie spricht von der „Echoqualität der Texte – metaphorisch als Nachklang des Vergangenen, Verwehten zu verstehen und strukturell auf der Ebene der vielen Wiederholungen realisiert“ (S. 101). Die Gedichtstelle, die sie später zitiert (S. 104f.), scheint in dieser Hinsicht vor allem auf die Lautqualität der Vokale zu setzen; hier ließe sich fragen, ob beispielsweise die alliterierende Technik des finnischen *Kalevala* rezeptionspsychologisch, wenn auch auf unterschiedliche Weise, ebenfalls eine ‚Echo-Poetik‘ konstituiert oder doch eine ganz andere. Wie schon im Titel von Schaffs Beitrag vorweggenommen, sind die *Poems of Ossian* heute ein „ungelesener Text“, auf dem Buchmarkt derzeit neben einer akademischen Ausgabe passenderweise nur durch eine Neuauflage des „Forgotten Books“-Verlags präsent.

HEINRICH DETERING (Göttingen) schreibt in seinem Artikel zu den Grimmschen *Kinder- und Hausmärchen* (S. 114-126), dass das Märchen niemals „so entschieden als die gleichsam verkündlichte Spielform des Mythos präsentiert worden“ sei wie eben dort (S. 115). Hinsichtlich des Spannungsfeldes von ‚altem‘, ‚anonymem‘ Material und Bearbeitung deckt sich – auch was die spätere Forschungsdiskussion anbetrifft – der Fall der Grimmschen Märchen recht weitgehend mit demjenigen Macphersons, eine Parallele, die Detering dann auch selbst expressis verbis zieht (S. 119). In Deterings Beitrag wird das Ineinander der ‚poetologischen‘ und ‚funktionalen‘ Fragestellung, siehe oben, besonders anschaulich; er unterstreicht, dass die von den Brüdern Grimm vorgenommenen Bearbeitungen des Überlieferten (Medienwechsel, editorische Eingriffe, sprach-

liche Veränderungen) eben vor allem in einer „Funktionalisierung“ all dieser Veränderungen“ für die Konstruktion einer Variante „nationaler Epik“ bestanden (S. 119).

Wo Detering mit der kommerziellen Topographisierung in Gestalt der „Deutschen Märchenstraße“ endet, beginnt SILKE PASEWALCK (Tartu) ihren Beitrag über Schillers *Wilhelm Tell* (S. 127-149) gleich mit dem Schweizer Tourismusportal [myswitzerland.com](http://myswitzerland.com). Ihr anregender Aufsatz zeigt, wie ein in mehrerer Hinsicht untypischer Fall – Gattung Drama, offen als fiktionaler Text konzipiert, noch dazu von einem komplett ‚Auswärtigen‘ geschrieben – tatsächlich dazu geeignet ist, die Funktionsweise von Nationalepik und ihrer Kanonisierungsprozesse zu illustrieren, bestätigt also die Grundsatzentscheidung bei der Zusammenstellung des Bandes. Das betrifft insbesondere den von Pasewalck nachgezeichneten Prozess der Vereindeutigung des Textes durch die Rezeption; das, was in Schillers Drama „einer solchen Rezeption [als Nationalepos] eigentlich entgegensteht“, nämlich insbesondere „die Deutungs-offenheit und Widersprüchlichkeit des Stückes als fiktionaler Text“ (S. 129), muss naturgemäß entschärft werden. Es ließe sich freilich darüber diskutieren, ob die von Pasewalck bezeichnenderweise nur in Klammern genannten (S. 138) textintrinsic Gründe, „weshalb sich Schillers Stück [...] offenbar doch“ für die Aneignung als Nationalstück „geeignet haben muss“, tatsächlich so viel „weniger relevant“ waren als das Wie der Rezeption. Letztere wird in diesem Aufsatz jedenfalls sehr anschaulich gemacht, nicht zuletzt die „Auratisierung und Semantisierung der Landschaft“ bis hin zu ihrer Umgestaltung, „architektonische Eingriffe nach den Regieanweisungen

Schillers [...], um den semantisch aufgeladenen Erwartungen als Kulisse zu entsprechen“ (S. 140).

Der Artikel von KARIN HOFF (Göttingen) über die isländischen Sagas (S. 150-168) hebt etwas überraschenderweise mit einem Gestus an, der die in Taterkas Eingangsbeitrag konstatierte „schlechterdings unhintergehbare Transnationalität der europäischen Nationallaturen“ (S. 60) zu konterkarieren scheint, betont sie doch die Einzigartigkeit der mittelalterlichen isländischen Literatur und charakterisiert die Sagas als „lakonische Prosaerzählungen, die in dieser Form ebenfalls keine Entsprechungen in anderen Kulturen haben“ (S. 150). Hoff konzentriert sich auf die Analyse der zu Beginn des 14. Jhd.s entstandenen *Grettis saga*. Dass die erste Phase der Verschriftlichung der Isländersagas im 13. Jhd. „nicht zufällig mit dem Verlust der Autonomie der Isländer zusammenfällt“ (S. 157), lässt wiederum an Macphersons *Ossian* denken. Im Hinblick auf die Konkretisierung des topographischen Aspekts wie auch auf das Fortwirken in der Gegenwart sind diese beiden Fälle freilich einander entgegengesetzt; so nimmt *Grettis saga*, wie Hoff formuliert, „eine literarische Kartierung weiter Teile des Landes vor“ (S. 165), und sie sei auch heute noch „fester Bestandteil der Schulcurricula“.

ESBJÖRN NYSTRÖMS (Tartu/Stockholm) Beitrag zu Esaias Tegnér's 1819-25 entstandenem epischen Gedichtzyklus *Fritthiofs saga* und Selma Lagerlöfs späterer Opernlibretto-Adaptation des Stoffes (S. 169-190) verweist für Schweden ebenfalls auf eine prägende Verlusterfahrung, nämlich die Gebietsverluste nach dem schwedisch-russischen Krieg von 1808/09, in deren Gefolge mit Hilfe der altnordischen Literatur „eine neue ‚schwedische‘ Identität gefunden bzw. erfunden“ wer-

den sollte (S. 170). Tegnér ist insofern ein besonders interessanter Fall, als er, selbst Gräzist, dem Enthusiasmus für die altnordische Vergangenheit zunächst sehr skeptisch gegenübergestanden habe (S. 171); diese Ambivalenz bleibe auch in seiner Gestaltung des *Frithiof*-Stoffes noch spürbar (S. 172). Die Tatsache, dass die altnordische Vorlage in Norwegen spielt und auch in Tegnér's Zyklus nicht ausdrücklich von Schweden die Rede ist, sei in der Atmosphäre des sogenannten Götizismus und späteren Skandinavismus eher ein Vorteil gewesen (S. 174). Ein Konkurrent um die Rolle des schwedischen „Nationalepos“ erwuchs *Frithiofs saga* freilich in den – besagten schwedisch-russischen Krieg thematisierenden – *Fänrik Ståls sägner* des Finnlandschweden Johan Ludvig Runeberg, wobei letztere wenigstens unter den schwedischsprachigen Finnen „ihre Position bis in die Gegenwart einigermaßen [haben] verteidigen können“, während *Frithiofs saga* heute in Schweden nur noch „ein gewesenes“ Nationalepos sei (S. 175).

ZUZANA STOLZ-HLADKÁ (Göttingen/Konstanz) konstatiert gleich zu Beginn ihres Beitrags (S. 191-211), dass man in der tschechischen Literatur vergeblich nach einem Nationalepos suche, trotz einzelner Versuche, mit gefälschten Manuskripten ein fragmentarisches Epos nachträglich entstehen zu lassen. Ausgefüllt werde diese „Leerstelle“ durch zwei anders gartete, aber ebenso identitätskonstitutive kanonische ‚Basistexte‘, die beide in unterschiedlichen Genres „den Ursprungsmythos einer weisen ‚Urmutter‘ [ausbauen]“ und ihn „mit einem ‚tschechischen‘ Wertekanon [anreichern]“ (S. 191 f.), nämlich Božena Němcová's Roman *Babička* [Die Großmutter] 1855 und Karel Jaromír Erbens Gedicht *Kytice*

[Der Blumenstrauß] 1853. Die in diesen Texten vorgestellten „Urmütter“ bzw. „Kulturmütter“ (S. 200) sind nach der – in einer der oben genannten Handschriften als Rechtsprecherin fungierenden – Gestalt der weisen Fürstin Libuše modelliert (S. 208). Beide Texte, so Stolz-Hladká, haben ihre kanonische Stellung bis heute behalten. Der in Stolz-Hladká's Analyse anschaulich herausgestellte idyllische Grundzug von Němcová's Roman (bei dem man, wenn auch mit völlig anderem Figureninventar, vielleicht entfernte Parallelen zu Felix Timmermans' flämischem *Pallierter* sehen könnte) gibt Anlass zur Frage, ob auch bei Schillers *Wilhelm Tell* die „Spannung von Drama und Idylle“ (PASEWALCK, S. 138, Fn. 16) die Eignung des Textes zur nationalidentifikatorischen An-Eignung eher gestärkt als gemindert hat.

Die beiden folgenden Aufsatztitel erfreuen mit literaturhistorischen Anspielungen auf Thomas Brussig und Karl Kraus, die im Verlauf der entsprechenden Artikel allerdings nicht weiter entfaltet werden. CHRISTIAN NIEDLING (Helsinki) überschreibt seinen Beitrag (S. 212-231) mit *Helden wie wir? Die Rezeption von „Kalevala“ und „Nibelungenlied“ als Nationalepen im 19. Jahrhundert*. Die Formulierung, dass „die Finnen“ 1809 „nach mehr als fünfhundertjähriger Zugehörigkeit zu Schweden nun in eine schwere Identitätskrise gerieten“ (212f.), würde die finnische Historiographie in dieser pauschalen Form wohl nicht mehr unisono unterschreiben, siehe etwa JUSSILA / HENTILÄ / NEVAKIVI (1999:29); auch Niedlings Aussage, Zar Alexander I. habe Finnland auf der „Reichstagsversammlung von 1809 in Porvoo [...] in den Stand eines Nationalstaates erhoben“ (S. 213), gibt nur eine der konkurrierenden Deutungen dieses

Ereignisse in der geschichtswissenschaftlichen Forschung wieder. Die Einbettung des „langwierigen Entstehungsprozess[es] des ‚Kalevala‘“ (S. 212) in die zeithistorischen Zusammenhänge, die den Kern von Niedlings Text bildet, wird dessen ungeachtet adäquat beleuchtet. Signifikant ist der Befund, dass sowohl das *Kalevala*-Epos wie auch das im Zuge der Befreiungskriege zum Nationalepos avancierende Nibelungenlied „häufiger rhetorisch genutzt als wirklich gelesen wurden“, ablesbar an den geringen Verkaufszahlen (S. 228). Niedlings These, „Der politischen Instrumentalisierung kommt die weitgehende Textkenntnis durchaus entgegen“, erscheint plausibel.

Der inspirierende Aufsatz von TORSTEN HOFFMANN (Frankfurt M.) trägt den Titel *Letzte Tage der Männlichkeit. Die Nibelungen in Heiner Müllers ‚GERMANIA‘-Dramen* (S. 232-255). Abgesehen davon, dass in diesem Fall ein Seitenblick auf die von der Titelanpielung ‚versprochene‘ Kraus-Parallele – auch die *Letzten Tage der Menschheit* präsentieren auf drastisch-sarkastische Weise die apokalyptische Selbstdestruktion des National(istisch)en – vielleicht doch ganz schön gewesen wäre, enthält der Beitrag reichlich spannende und prägnant formulierte Einblicke. Wenn man das Nibelungenlied als Nationalepos sieht, so Hoffmann, „dann fungieren Heiner Müllers Texte als Abrissbirnen von positiven Nationalgefühlen. [...] Erledigt hat sich das Nationalepos damit für ihn allerdings nicht.“ (S. 232f.) Hoffmann präsentiert eine vergleichende Analyse von *GERMANIA TOD IN BERLIN* (1971) und *GERMANIA 3 GESPENSTER AM TOTEN MANN* (1995): „Meine These lautet, dass die Nibelungen in beiden Texten ein nationales Endspiel austragen, das in ‚GERMANIA 3‘ allerdings dadurch die

Richtung ändert, dass es als Geschlechterkampf inszeniert wird“ (S. 233). Indem Heiner Müller lange Zeit von der Konstante eines „katastrophal-destruktiven Volkscharakter[s] der Deutschen“ ausgeht, also den auch für Nationalepen charakteristischen Glauben an einen ahistorischen Idealtypus weiterträgt (S. 239), kann er *GERMANIA TOD IN BERLIN* als ein „anti-nationales Nationalepos“ der permanenten Erzeugung und Selbsterstörung des Nationalen inszenieren (S. 240) – und gar „[d]urchaus im Einklang mit Göring“, wenngleich natürlich mit entgegengesetzter Wertung, die Kesselschlacht von Stalingrad „als treffendste historische Einlösung des nationalmythischen Modells, des existenziellen Kampfes gegen die Hunnen“ verstehen (S. 235f.). In Abgrenzung von der bisherigen Forschung liest Hoffmann *GERMANIA 3* demgegenüber als Drama mit einer „vorsichtig positive[n] Zukunftsperspektive“ (S. 233), denn die Figur der Kriemhild ziele durch die Tötung Hagens auf die Reinstallierung einer moralischen Ordnung, bei der die Gewalt gerade kein Selbstzweck mehr ist (S. 246). Damit verabschiedete sich nun auch Müller von der „substantialistisch-objektivistischen Nationentheorie“ und komme seinem Ziel näher, „die ‚deutsche Geschichte‘ als seine eigene ‚Obsession zu zerstören‘“ (S. 252).

Die drei letzten Beiträge des Bandes, die sich mit dem estnischen Epos *Kalevipoeg*, seinem Umfeld und seiner Rezeption befassen, sind sozusagen die ‚Heimspiele‘, fand die hier dokumentierte Tagung doch an der Universität Tartu statt. EVE PORMEISTER (Tartu) verortet in ihrem Aufsatz (S. 256-279) das 1857-61 publizierte *Kalevipoeg* im Spannungsfeld zwischen National- und Menschheits-epos, illustriert insbesondere anhand der

Höllenfahrtszenen. Sie geht dabei eingangs auch auf ihre eigene Lektüre des Quellentextes und die Genese des Aufsatzes ein, mit einer unwillkürlichen Schwerpunktverlagerung „vom Nationalen zum Universellen“ (S. 256). Die Semantisierung der Landschaft falle beim *Kalevipoeg* besonders stark aus; auch hier werden die Spuren des Helden „sogar kartiert“ (S. 259). Ein Verkaufserfolg war auch dieses Werk nicht, nicht einmal mit einer wenig später erschienenen Volksausgabe (S. 261). Nichtsdestoweniger wurde das *Kalevipoeg* „tatsächlich zu einem *nationalen Kerntext*“ bzw., mit den Worten des Literaturwissenschaftlers Jaan Undusk, „zur ideologischen Achse des estnischen Nationalgefühls“ (zit. S. 266). Auch die Höllenfahrt-Szenen und überhaupt die Motivik des Teuflischen sind, trotz der von Pormeister zu Recht hervorgehobenen übernational-archetypischen Dimension, in ihrer konkreten Gestaltung dieser Funktion adäquat; dass der Teufel mit wechselnden Euphemismen bedacht wird, scheine beispielsweise der „Ermutigung der sich herausbildenden Nation, jegliche Ängste abzubauen und damit mehr Vertrauen in [...] die eigenen Entwicklungsmöglichkeiten zu gewinnen“ (S. 270), zu dienen. Etwas unmotiviert erscheint in Pormeisters Aufsatz die später nicht weiter eingelöste Bezugnahme auf J.G. Hamanns in deutlich anderem Kontext stehendes Wort von der „Höllenfahrt der Selbsterkenntnis“ (S. 260, Fn. 7).

MARI-ANN PALM (Tartu) erörtert auf S. 280-294 die publizistische Tätigkeit des *Kalevipoeg*-Verfassers Friedrich Reinhold Kreutzwald für die Wochenschrift *Das Inland*, insbesondere in den Jahren 1837-45. Leider wird die Ausgangsprämisse, dass diese Periode in Kreutzwalds Schaffen „als eine Vorstufe, als die Vor-

bereitungszeit für die Arbeit an dem Nationalepos“ angesehen werden könne (S. 280), zumeist nicht konkret an Parallelen zu den referierten *Inland*-Beiträgen festgemacht; Palm belässt es in dieser Hinsicht bei dem Schlusssatz, wonach die Mitarbeit am *Inland*, die Beschäftigung mit Folklore usw. Kreutzwald „Kenntnisse und Erfahrungen vermittelt“ habe, „die er bei der Abfassung des estnischen Nationalepos verwenden konnte“ (S. 292). Etwa bei der Beobachtung, dass Kreutzwald als Publizist mehrfach „auf die verheerenden Folgen der Alkoholsucht“ hinwies (S. 290), wüsste man doch gern, ob und wie das *Kalevipoeg* für die archaische Heldenzeit seines Stoffes mit dem Thema Trinken umgeht.

Der abschließende Beitrag von MARIN LAAK und PIRET VIRES (Tartu/Tallinn) behandelt die Rezeption des *Kalevipoeg* in der estnischen Kultur und Literatur, insbesondere der postmodernen Gegenwartsliteratur (S. 295-318). Ähnlich wie oben Barbara Schaff für Macphersons *Ossian* weisen auch Laak / Vires darauf hin, dass neuere Forschungsansätze die mit dem ‚kunstepischen‘ Charakter des *Kalevipoeg* zeitweise verbundene Kritik entschärft haben; so sah der schon erwähnte Jaan Undusk in einem 1995 publizierten Aufsatz die *Kalevipoeg*-Initiatoren Faehlmann, Kreutzwald et al. in der Linie einer „synekdochischen Tradition“ der Herderschen Kulturphilosophie, „im Glauben, dass sie [die Texte] genauso einst im Volksmund ausgesehen haben könnten“, ihre Kreation mithin nicht als „Lug und Trug“, sondern als „Umschrift aus dem Nichts“ (zit. nach UNDUSK 1995:751; hier S. 297). Laak / Vires gehen im Folgenden tatsächlich auch auf die Poetik des Werkes ein, etwa auf die einander verstärkenden und durch Variationen eine „lyrische Spannung“ generie-

renden intratextuellen Bezüge (S. 299). Heute, so Laak / Vires, habe Kalevipoeg als Figur „einen ziemlich stabilen Charakter“ als „Archetyp des etwas behäbigen, doch ehrlichen und fleißigen Esten“, etwa in den Karikaturen der Tageszeitung *Postimees* (S. 306). Neben dieser „soziokulturellen“ (S. 303) gibt es freilich auch eine rege literarische Rezeption, für die Laak und Vires etliche eindrückliche Beispiele bringen. Ein humoristisches „re-writing“, für die folgenden Autor(inn)en als Befreiungsakt wirkend, brachte schon 1971 der von seinem Autor Enn Vetemaa als „Travestie“ bezeichnete Roman *Kalevipoja mälestused* [Die Erinnerungen des Kalevipoeg], der zugleich den Blick auf manche von der Kritik bis dahin unbeachtete Ebenen des Prätextes gelenkt habe (S. 306-308). In die letzten andert-halb Jahrzehnte fallen „pasticheartige“ Anverwandlungen ebenso wie ein bis hin zur Anspielung auf dem Einbandstreifen durchgestyltes Lyrikprojekt oder gar eine Novellensammlung, bei der (anscheinend?) nur noch die Namensgebung *Kalevipoeg* als „Null-Zeichen-Titel“ mit dem Epos zu tun habe (S. 313). Man könnte hinzufügen, dass sich für die finnische Literatur und Populärkultur mutmaßlich ähnliche Befunde ergeben würden – noch die Protagonisten des jüngst auch in deutschen Programmkinos zu sehenden, mit reichlich (skurrilem) Klamauk versehenen Roadmovies *Napapiirin sankarit* [Helden des Polarkreises] aus dem Jahr 2010 scheinen in ihrer Jagd nach einem Digiteempfänger den Raub des Sampo, des mythischen Zauberge-räts aus dem *Kalevala*-Epos, nach-zuahmen.

Abschließend sei noch kurz auf das Um-schlagfoto des Buches hingewiesen,

*Kalevipoegs Stein am Saadjärv* von Dieter Neidlinger, das nicht nur einen optischen Genuss bietet, sondern zu-gleich auf das im Tagungsband mehrfach angesprochene Phänomen einer „Seman-tisierung“ der Landschaft durch das Epos (S. 13, 140, 259 und passim) referiert.

#### Anmerkung

<sup>1</sup> „Auf diese Weise erlangte die Nation eine religiöse Sanktion, wurde aber gleichzeitig zum Mittel, nicht zum Zweck erklärt.“ (Übersetzung K. H. P).

#### Literatur

HONKO, LAURI (ed.) (2002): *The Kalevala and the World's Traditional Epics*. Helsinki/Tampere.

JUSSILA, OSMO / HENTILÄ, SEPPO / NE-VAKIVI, JUKKA (1999): Politische Ge-schichte Finnlands seit 1809. Vom Großfürstentum zur Europäischen Union. Berlin.

UNDUSK, JAAN (1995): *Hamanni ja Her-deri vaim eesti kirjanduse edendajana: sünekdohhi printsiip*. [Der Geist Ha-manns und Herders als Förderer der estnischen Literatur: das Prinzip der Synekdoche]. In: *Keel ja Kirjandus* 9-11:751.

WALICKI, ANDRZEJ (1977): *Mesjani-styczne koncepcje narodu i późniejsze losy tej tradycji*. [Messianische Konzepte der Nation und das spätere Schicksal die-ser Tradition]. In: GOCKOWSKI, JANUSZ / WALICKI, ANDRZEJ (eds.): *Idee i koncepcje narodu w polskiej myśli politycznej czasów porzbirowych*. [Ideen und Konzepte der Nation im polnischen politischen Denken nach den Teilungen]. Warszawa, 84-107.

Kai Hendrik Patri, Göttingen

**KRYSZTOFIAK MARIA (2011): *Translatologiczna teoria i praktyka przekładu artystycznego*. [Die translatologische Theorie und Praxis der künstlerischen Übersetzung]. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM. 244 S.**

Das Literaturübersetzen hat innerhalb der Übersetzungswissenschaft seit ihren Anfängen immer eine Sonderstellung genossen. Als Begründung hierfür werden konstitutive formal-ästhetische Qualitäten literarischer Werke angeführt, darunter insbesondere die Fiktionalität, woraus auch die traditionelle Unterscheidung zwischen Fiktiv- und Sachtexten bzw. literarischen und nicht-literarischen Texten resultiert. Die modernen translationstheoretischen Ansätze (wie beispielsweise die Manipulation School, die linguistisch fundierte übersetzungsrelevante Texttypologie von Katharina Reiß, kognitivistische Positionen) versuchen die Sonderbehandlung der literarischen Übersetzung zunehmend zu überwinden und sie in einen breiteren, z.B. systemtheoretischen, kulturwissenschaftlichen oder rezeptionsästhetischen Diskurs einzubinden. Doch Maria Krystofiak bleibt ihrer literaturwissenschaftlichen Position bei der Erforschung der künstlerischen Übersetzung seit Jahren treu, was insbesondere ihren zwei früheren Monographien (KRYSZTOFIAK 1996, 1999), in denen sie den Stellenwert der literarischen Übersetzung in der gegenwärtigen Translationswissenschaft zu bestimmen versucht, sowie zwei, von ihr edierten Sammelbänden zu Fragen der Ästhetik und des Kulturwandels sowie der Übersetzungskultur (KRYSZTOFIAK 2008, 2010) zu entnehmen ist.

Nicht anders ist es in ihrer neuesten Veröffentlichung, in der die Autorin ihren Standpunkt gleich im Vorwort deziidiert darlegt und diesen an mehreren Stellen des Buches immer wieder betont.

Genauer gesagt, bekennt sich die Posener Übersetzungswissenschaftlerin zur vergleichenden literatur- und medienwissenschaftlichen Profilierung, die sich auf poetologische Theorien der Übersetzung von literarischen Kunstwerken stützt (S. 5). Gleichzeitig sei jedoch hervorgehoben, dass die Verfasserin – trotz der von vornherein klar festgelegten eigenen Forschungsperspektive – der wissenschaftlichen Objektivität halber auch andere konkurrierende Positionen anspricht. Bereits ein erster Blick auf das Inhaltsverzeichnis führt ein breit gefächertes Themenspektrum vor Augen: Das Buch gliedert sich in neun unterschiedlich lange Kapitel, in denen ein Überblick über die wichtigsten Theorien und Probleme der literaturwissenschaftlich ausgerichteten Translationsforschung um eigene Untersuchungen der Verfasserin erweitert und mit einer ausführlichen Bibliographie, mit praktischen Materialien zur vergleichenden Übersetzungsanalyse sowie mit einem Personenregister ergänzt.

Im ersten Kapitel, „Współczesna translatologia wobec estetyki i pragmatyki przekładu“ [Die gegenwärtige Translationswissenschaft angesichts der Ästhetik und Pragmatik der Übersetzung] (S. 9-35), wird der Forschungsstand zur literarischen Übersetzung skizziert. Genannt werden die wichtigsten Forschungszentren, ihre namhaften Vertreter sowie Veröffentlichungen in diesem Bereich (sowohl in Polen als auch weltweit). Ein besonderes Augenmerk richtet die Autorin jedoch auf die Ästhetik der Übersetzung sowie auf den komparatistisch-hermeneutischen Kontext. In diesem Zusam-

menhang behandelt sie ausführlich insbesondere die für den heutigen Diskurs grundlegenden Werke von ROLF KLOEPFER (1967) und Jiří LEVÝ (1963). Des Weiteren werden auch der österreichische Komparatist Peter A. Zima, George Steiner als Vertreter der hermeneutischen Richtung, Jacques Derrida und seine dekonstruktivistische Interpretation des Aufsatzes *Die Aufgabe des Übersetzers* von Walter Benjamin sowie Vertreter der Manipulation School und des Göttinger Sonderforschungsbereichs Literarische Übersetzung erwähnt. Sodann erweitert Krystofiak ihre Reflexion um philosophische und kulturell-soziologische Perspektiven und weist u. a. auf Denker wie Max Weber, Roman Ingarden, Hans-Georg Gadamer, Ludwig Wittgenstein und Paul Ricoeur hin. Schließlich werden auch Vertreter der funktionalen Translationswissenschaft, darunter Mary Snell-Hornby, Radegundis Stolze, Christiane Nord sowie die praktizierende Übersetzerin und Kognitivistin Elżbieta Tabakowska berücksichtigt. Am Ende des Kapitels betont die Autorin die u. a. von den zuletzt erwähnten Wissenschaftlern geforderte Annäherung der linguistischen und literaturwissenschaftlichen Forschungsperspektiven, die nach ihrer Ansicht zwar neue Impulse für die Übersetzungswissenschaft setzen kann, allerdings literaturwissenschaftliche und komparatistische Untersuchungen nicht zu ersetzen vermag (S. 34).

Das ausführliche zweite Kapitel (S. 36-81) ist dem Original-Übersetzung-Verhältnis gewidmet und beginnt mit einer exemplarischen Analyse philosophischer und ästhetischer Grundlagen des Werks von Ingeborg Bachmann, die die poetologische und künstlerische Identität der österreichischen Dichterin stiften. Anschließend wird auf ausgewählte Übersetzungen von Bach-

manns Gedichten in die polnische sowie in skandinavische Sprachen eingegangen. Zusammenfassend empfiehlt die Verfasserin den Lesern und Kritikern eine weitgehende Zurückhaltung bei der Rezeption von Bachmanns Werk nur anhand von Übersetzungen, da sie nach der Einschätzung von Krystofiak zahlreiche translatorische Transformationen enthalten, die die Individualästhetik der Künstlerin verzerren. Anschließend folgen Bemerkungen zum Phänomen der Zeit bei der Übersetzung von fiktionalen Texten. Ausgehend von Heideggers Kategorien „Dasein“ und „Sein“ unterscheidet die Autorin zwischen zeitlosen und zeitgebundenen Werken und überlegt, woraus sich die Notwendigkeit erneuter Übersetzungen von kanonisierten Texten der Weltliteratur ergibt. In dem Nebeneinander von mehreren zielsprachigen Fassungen desselben Originals bemerkt sie die Möglichkeit des Dialogs und gegenseitiger Bereicherung. Darüber hinaus wird dem in der Geschichte der literarischen Übersetzung relativ selten anzutreffenden Phänomen der zeitlich parallelen Gleichwertigkeit von Original und Übersetzung nachgegangen. Dabei wird die besondere Rolle herausragender, erfahrener, bestenfalls zeitgenössisch lebender und selbst literarisch tätiger Schriftsteller-Übersetzer hervorgehoben, die dank ihrem künstlerischen Einfühlungsvermögen im Stande sind, gleichwertige Kulturbilder in die aufnehmende Literatur zu transponieren (wie etwa Mickiewicz' Übersetzungen von Schillers Balladen bzw. die polnische Fassung von Kafkas *Der Prozess*, übersetzt von Bruno Schulz). Im dritten Teil dieses Kapitels wird die innovative Thematik von Kulturbildern in der Übersetzung aufgegriffen, die insbesondere in Form von symbolisch beladenen Kulturwörtern in Ori-

ginaltexten verschlüsselt sind. Die Autorin schlägt gleichzeitig eine übersetzungsrelevante Klassifizierung der Kulturwörter vor und unterscheidet zwischen klassischen Kultursymbolen, zeitgenössischen Kulturwörtern und Kreativität stiftenden Kulturwörtern (KRYSTOFIAK 2010:9-23). Die facettenreiche Thematik des zweiten Kapitels runden Fragen ab wie u.a. Übersetzungskultur, Übersetzungspolitik, medienbedingte Innovativität der Übersetzung, z. B. zu Bühnenzwecken, sowie die Übersetzung von Stereotypen. Im Zusammenhang mit dem letztgenannten Aspekt wird die besondere Rolle des Literaturübersetzers und seiner Übersetzungskonzeption beim Abbau von Vorurteilen sowie bei der Gestaltung von ausgeglichenen, nicht klischeebehafteten Denkmustern unterstrichen.

Die Grenzen der Übersetzbarkeit werden im dritten Kapitel (S. 82-142) im Rahmen der von der Autorin bereits in früheren Publikationen herausgearbeiteten Kommunikationscodes erörtert. Von den drei Codes (dem lexikalisch-semantischen, dem kulturellen und dem ästhetischen) wird dem letztgenannten die größte Bedeutung bei der künstlerischen Übersetzung beigemessen. Der ästhetische Code umfasst u.a. detaillierte Aspekte wie Stil, Intertextualität und Polyphonie, die metrische Gestaltung sowie akustische und lautmalerische Elemente. Ein separates Unterkapitel setzt sich mit der Problematik der musikalischen Adaptation von literarischen Werken auseinander. Ausgewählte Aspekte der Übersetzungskritik sowie ihr Stellenwert im Literatursystem stellen einen weiteren Fragenkomplex dar (S. 143-156). Die Verfasserin informiert über die in der einschlägigen Literatur gestellten Forderungen nach Leistungen seitens der Kritiker der künstlerischen Übersetzung

(u. a. bei Friedmar Apel, Katharina Reiß, Radegundis Stolze) und betont die aus ihrer Sicht wichtigsten Aufgaben und Kompetenzen des Übersetzungskritikers, der – quasi als „der dritte Autor“ (Anknüpfung an die Bezeichnung „der Übersetzer als zweiter Autor“ von Anna Legeżyńska) und idealer Leser – zunächst bestimmte sachliche Informationen zum Original sowie zu der translatorischen Konzeption des Übersetzers zu vermitteln habe, um sich erst dann zu den Bedeutungen des übersetzten Werkes äußern zu können. Die Aufgabe des Kritikers sei in erster Linie die Beschreibung und erst sekundär ein Bewertungsversuch. Unter Umständen könne von dem Kritiker auch eine Aufforderung zur erneuten Übersetzung eines literarischen Werkes ausgehen. Vor diesem Hintergrund wird zur Ermittlung von Parametern der Rezeption und der Bewertung von literarischen Übersetzungen übergegangen (fünftes Kapitel, S. 157-169). Die Verfasserin verweist auf ausgewählte, von unterschiedlichen Theoretikern vorgeschlagene Kriterien und konzentriert sich auf Probleme der Bewertung von erneuten Übersetzungen literarischer Kunstwerke. In diesem Kontext tauchen vor allem zwei relevante Fragen auf: Welche Eigenschaften soll eine Neuübersetzung aufweisen? Und: Inwiefern hat sie sich auf frühere Übersetzung(en) zu beziehen?

In Kapitel 6 wird die translatorische Theorie der künstlerischen Übersetzung von Krysztofiak exemplifiziert und am Beispiel der Übersetzung von Aphorismen in die Praxis umgesetzt. Aus den Musteranalysen von translatorischen Lösungen werden abschließend Schlussfolgerungen gezogen, in denen der Vorrang der einmaligen, auf das jeweilige Werk zugeschnittenen Übersetzungskonzeption vor einer allgemeinen wiederholbaren

Übersetzungsstrategie betont wird. Das siebte Kapitel (S. 182-185) konzentriert sich auf translatorische Kompetenzen. Im Hinblick auf die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft wird insbesondere die Kulturkompetenz des Übersetzers als Teilnehmer und Vermittler im Dialog der Kulturen in den Vordergrund gestellt. Eine besondere Bedeutung wird darüber hinaus auch Kompetenzen beigemessen wie der ästhetischen Sensibilität für Kunstwerke, dem kreativen Denken sowie den komparatistischen Kenntnissen. In einem akademischen Lehrbuch dürfen Fragen der Didaktik sowie der Übersetzerausbildung nicht unerwähnt bleiben. Die Überlegungen der Verfasserin konzentrieren sich einerseits auf die Spezifik literarischer Texte (ihre komplexe, vielschichtige Gestaltung, Originalstil des Autors, ästhetische Funktionen) und andererseits auf Aspekte, die die literarische Übersetzung oder gar die „Übersetzungskunst“ von der pragmatischen Translation unterscheiden. Wie bereits im praktischen Kapitel vorweggenommen wird (S. 170-181), weist Krysztofiak auch in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Relevanz einer einmaligen, an die Qualitäten des jeweiligen Werkes angepassten Übersetzungskonzeption hin, in der sich u. a. das Verständnis und die Interpretation des Textes durch den Übersetzer widerspiegeln sollten. Für die Ausbildung von Literaturübersetzern sei auch die Rhetorik nicht wegzudenken, vor allem im Hinblick auf die sprachliche Gestaltung und die Formulierung des Textes. Statt vom Übersetzungsprozess spricht die Autorin in Anlehnung an Peeter Torop vom Original-Übersetzung-Verhältnis. Als einen besonders wichtigen Aspekt der Übersetzerausbildung nennt sie die Sensibilisierung für den Kontext der künstlerischen Übersetzung. Die ab-

schließende Reflexion im letzten Kapitel gilt der kulturstiftenden Rolle sowie der weit über die rein sprachliche Vermittlung hinausgehenden Verantwortung der Literaturübersetzer für die Qualität des zielsprachigen Werkes. Man denke in diesem Kontext beispielsweise an die weittragende Bedeutung von Bibelübersetzungen (wie die Übersetzung Martin Luthers ins Deutsche bzw. die Jakub Wujeks ins Polnische) oder an die Erneuerung der literarischen Sprache in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Einfluss von Übersetzungen fremdsprachiger Literatur.

Die neueste Monographie von Maria Krysztofiak wird schlicht als ein „Hochschullehrbuch“ bezeichnet, geht aber in vielerlei Hinsicht weit über die Grenzen der üblichen Veröffentlichungen dieser Art hinaus, z.B. im Hinblick auf den Adressatenkreis, der vornehmlich „interessierte Philologen und Neophilologen, Anglistik-, Germanistik-, Skandinavistik- und Romanistikstudierende“ (S. 6) umfasst. Die wissenschaftliche Biographie der Verfasserin weist bekanntlich eine germanistisch-skandinavische Provenienz auf, in der Literatúrauswahl, in den angeführten Zitaten und der verwendeten Terminologie stützt sie sich jedoch ebenfalls auf die englisch-, französisch-, russisch- und polnischsprachige übersetzungswissenschaftliche Forschung. Einen weiteren Vorteil des Bandes stellt die breit gefächerte, facettenreiche Thematik dar: von den wichtigsten Theorien und Modellen der literarischen Übersetzung über ihre detaillierten Probleme, lexikalischen Codes und Grenzen der Übersetzbarkeit bis zur Übersetzungskritik und Übersetzungsdidaktik. Des Weiteren ist auch auf den Anhang zu verweisen, in dem praktische Materialien zur vergleichenden Übersetzungsanalyse (Original-

texte samt mehrsprachigen Übersetzungen) angeboten werden, die sowohl in universitären Lehrveranstaltungen verwendet werden können als auch zum Selbststudium geeignet sind. Abgerundet wird der Band mit einem nützlichen Personenregister. Darüber hinaus ist der Originalbeitrag der Verfasserin zu der breit verstandenen literaturwissenschaftlichen Übersetzungsforschung hervorzuheben, insbesondere Themen, die von anderen polnischen Forschern kaum untersucht werden, wie beispielsweise die translatorischen Codes zur Beschreibung von literarischen Übersetzungen und eigene Untersuchungen im Bereich der Kulturwörter und Symbole. Schließlich sollte auch die ansprechende optische Gestaltung des Buches betont werden: eine anschauliche Darstellung, klare Gliederung, knappe Zusammenfassungen und explizite Schlussfolgerungen am Ende eines jeden Kapitels. In diesem Zusammenhang bietet sich ein Vergleich der neusten Monographie von Krysztofiak mit ihrem deutschsprachigen Pendant von APEL / KOPETZKI (2003) an. Entgegen dem Titel wird die deutsche Darstellung in den Kontext der allgemeinen Translationswissenschaft sowie der Übersetzungs- und Dolmetschpraxis eingebettet und konzentriert sich vornehmlich auf den deutschsprachigen Raum. Vor diesem Hintergrund entfaltet *Translatologiczna teoria i praktyka przekładu artystycznego* noch einmal ihre Qualitäten: interdisziplinär, ausgeglichen und multiperspekti-

visch theoretisch fundiert, dennoch ständig mit einem besonderen Fokus auf ästhetische Aspekte literarischer Kunstwerke und mit vielen Analysen sowie Beispielen praktischer Lösungen belegt. Mit ihrer neuesten Veröffentlichung hat Maria Krysztofiak ohne Zweifel ihr bisheriges übersetzungswissenschaftliches Opus magnum vorgelegt, das sie wohl bald wieder erweitern und ergänzen wird.

**Literatur:**

- APEL, FRIEDMAR / KOPETZKI, ANNETTE (<sup>2</sup>2003): *Literarische Übersetzung*. Stuttgart.
- KLOEPFER, ROLF (1967): *Die Theorie der literarischen Übersetzung*. München.
- KRYSZTOFIAK, MARIA (1996): *Przekład literacki we współczesnej translatoryce*. [Literarische Übersetzung in der gegenwärtigen Translationswissenschaft]. Poznań.
- (<sup>2</sup>1999): *Przekład literacki a translologia*. [Literarische Übersetzung und die Translationswissenschaft]. Poznań.
- (ed.) (2008): *Ästhetik und Kulturwandel in der Übersetzung*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a. (=Posener Beiträge zur Germanistik 19).
- (ed.) (2010): *Probleme der Übersetzungskultur*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a. (=Danziger Beiträge zur Germanistik 33).
- LEVÝ, JIŘÍ (1963): *Die literarische Übersetzung. Theorie einer Kunstgattung*. Frankfurt (M.).

Małgorzata Jokić, Opole

**RÖSCH, GERTRUD MARIA (ed.) (2011): *Fakten und Fiktionen. Werklexikon der deutschsprachigen Schlüsselliteratur 1900-2010. 1. – Andres bis Loest*. Stuttgart: Hierseemann (=Hierseemanns bibliographische Handbücher 21,1). 405 S.**

Die Schlüsselliteratur stellt eine Übergangskategorie zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten dar, zwischen Literatur und Geschichte, und liegt dann vor, wenn ein Autor wirkliche Personen, Zustände und Ereignisse verdeckt in den Erzählkosmos integriert und den Leser durch textinterne oder textexterne Signale dazu auffordert, das Verschlüsselte im Hinblick auf reale Vorgänge zu verstehen, unabhängig, ob verdecktes Schreiben strukturbestimmend ist oder nur einen Teilaspekt des Textes ausmacht. Der Schlüsselliteratur werden aber auch Texte zugeordnet, die ohne ausgesprochene oder angedeutete Intention des Autors als solche gelesen werden. Verdecktes Schreiben kann sowohl zur Verschlüsselung zeitgenössischer politischer Verhältnisse und Verschlüsselung von Skandalen und politischen Konflikten als auch für (satirische) Seitenblicke auf literarische Gruppen und für programmatische Aussagen eingesetzt werden.

Die erste umfassende Auseinandersetzung mit dem Begriff ‚Schlüsselliteratur‘ und notwendige Grundlage jeder weiteren Beschäftigung damit hat die Germanistik dem Berliner Bibliothekar Georg Schneider<sup>1</sup> zu verdanken. Aus dem Wunsch heraus, „bibliographische Arbeit anregender zu gestalten“ (SCHNEIDER 1951:IX), trug er in jahrzehntelanger Einzelarbeit umfangreiches Material zusammen. Da Teile des Manuskriptes dem Krieg zum Opfer gefallen sind und angesichts der Kriegsschäden nur „lückenhaft ersetzt werden“ konnten (SCHNEIDER 1951:XVI), erschien sein dreibändiges Nachschlagewerk *Die Schlüsselliteratur* 1951-53 teil-

weise ohne bibliographischen Apparat bei Hierseemann in Stuttgart. Der erste Band *Das literarische Gesamtbild* bietet neben der durchaus kritischen Auseinandersetzung mit dem Begriff ‚Schlüsselliteratur‘ ein breit gefächertes Panorama derselben, im zweiten Band werden verschlüsselte Figuren und Fakten aus 600 deutschsprachigen Romanen und Dramen entschlüsselt, der dritte Band widmet sich der Entschlüsselung ausländischer Literatur. Der Verfasser analysiert in den Bänden zwei und drei, die als alphabetische Beispielsammlung angelegt sind, Texte von den ältesten Beispielen bis zum Jahr 1914, das für ihn eine Zäsur darstellt. Deswegen finden sich unter den entschlüsselten Werken deutscher Literatur bei ihm nur 32 Texte des 20. Jhd.s, was mit der Unmöglichkeit begründet wird, neuere Texte zuverlässig zu entschlüsseln. Um „Anhäufung toten Stoffes“ (SCHNEIDER 1951:XV) zu vermeiden, verfährt Schneider bei der Auswahl der aufgenommenen Texte nach Qualitätskriterien (bedeutende Verfasser, bedeutende Werke, hervorragende Urbilder, eigenartige Verkleidungsweise).

Der Tradition dieses für das Thema klassischen Nachschlagewerkes ist das Werklexikon von Gertrud M. Rösch gleich zweifach verpflichtet: Abermals bei Hierseemann in ansprechend luxuriöser Aufmachung erschienen, stellt es die Fortsetzung und Neukonzeption von Schneider dar. Es setzt inhaltlich dort ein, wo Schneider aufgehört hat, und konzentriert sich auf die deutschsprachige Literatur des 20. Jhd.s (und des ersten Jahrzehnts des 21. Jhd.s), geht aber

## Rezensionen

methodisch und konzeptionell in Anlehnung an Röschs Buch *Clavis Scientiae* (RÖSCH 2004) weit über ihn hinaus. Dabei nimmt Rösch einige von Schneider bereits behandelte Autoren auf (Otto Julius Birnbaum, Fritz Oskar Bilde, Carl Hauptmann), lässt aber mit Gerhart Hauptmann auch einen gewichtigen beiseite – wohl weil dieser von Schneider bereits sehr ausführlich behandelt worden ist. In alphabetisch nach Autorennamen geordneten Artikeln werden im nun vorliegenden ersten Band fiktionale Erzähltexte von insgesamt 75 Schriftstellern von 45 Beiträgern aus Deutschland, Polen und anderen Ländern analysiert. Die Auswahl ist repräsentativ und deckt alle wichtigen Epochen, Richtungen und Gebiete der deutschsprachigen Literaturen des 20. Jhd.s ab. So finden sich neben Prosawerken der Bohemiens Otto Julius Birnbaum und Hermann Essig Werke von Autoren, die den Ersten Weltkrieg und die Weimarer Republik behandeln (Lion Feuchtwanger, Hans Fallada), neben Autoren der Inneren Emigration (Werner Bergengruen, Ernst Jünger), Exilschriftsteller (Walter Hasenclever, Thomas Theodor Heine) neben kanonischen Autoren wie Thomas Bernhard oder Wolfgang Koepfen Autorinnen/Autoren der jüngsten Literatur wie Thea Dorn oder Thomas Brussig sowie Autorinnen/Autoren der einzelnen deutschsprachigen Literaturen nach 1945, wie z. B. Marcel Beyer, Wolfgang Hilbig, Elfriede Jelinek oder Thomas Hürlimann.

Thematische Schwerpunkte der behandelten Literatur nach 1945 sind vor allem die Aufarbeitung des Nationalsozialismus, Stationen der bundesdeutschen Geschichte (Studentenbewegung, Deutscher Herbst, Mauerfall) wie der DDR, in deren Literatur verdecktes Schreiben besonders auffällig ist. Die letztere wird in diesem

Werklexikon, wenn auch verteilt auf die einzelnen Autorenlemmata, zum ersten Mal umfassend „[...] unter dem Aspekt untersucht, wie und in welchen Formen sie als ‚lizenzierte Ersatzöffentlichkeit‘ sich der politischen und gesellschaftlichen Zustände erzählend annimmt und diese in ‚äsoptischer Sprache‘ analysiert“ (S. XIV)

Alle Autorenbeiträge sind unabhängig von ihrem sehr unterschiedlichen Umfang strukturell identisch aufgebaut: Nach den Standarddaten (Name[n] und Lebensdaten, Hinweise auf Autoreneinträge in lexikalischen Standardwerken) folgt eine kurze Charakteristik des Gesamtwerkes des jeweiligen Autors und eine Auswahlliste seiner Werke. Daran schließen sich die Hauptteile der Artikel, die Darstellungen schlüsselliterarisch relevanter Romane des jeweiligen Autors an. Auch diese gehorchen einem gleichbleibenden Muster: Nach Angaben zu Handlungs-ort(en) und Handlungszeit folgen „[...] ein inhaltlicher Abriss, in dem fiktionale Figuren und Handlungsstruktur in Erinnerung gerufen werden, soweit sie für die [...] Darstellung referenzieller Bezüge notwendig sind“ (S. XVI), und „das Herzstück“ des Beitrages, die Entschlüsselung der „in die Fiktion integrierten Personen und Fakten“ (S. XVI-XVII). Dabei geht es nicht nur um die notwendige positivistische Feststellung verschlüsselter Namen und Fakten im literarischen Werk. Besondere Bedeutung erhält dieses Lexikon dadurch, dass nach der Technik und Funktion der Verschlüsselungen im Textganzem und mithin auch nach ihrem Zusammenhang mit der narrativen Verfasstheit des jeweiligen Textes gefragt wird. Die Entschlüsselungen sind damit keine bloße „Faktenhuberei“ mehr, wie Kritiker von Schlüsselliteratur manchmal meinen, sie werden poetologisch relevant und

damit unverzichtbar für jede weitere Beschäftigung mit den derart analysierten Werken, unter denen sich etliche Hauptwerke der deutschsprachigen Literaturen des 20. Jhd.s befinden. Jeder Beitrag wird mit einer Auflistung wichtiger Forschungsliteratur (in Auswahl) abgeschlossen. Eine leichtere Orientierung und Handhabung gewährleisten unterschiedlich formatierte Schriften sowie der auffällige Wechsel zwischen ein- und zweispaltigem Satz für Autoren- bzw. Werkeinträge.

Der Grundannahme von Schneider, dass Verschlüsselung ein konstantes Textmerkmal in der Schlüsselliteratur sei und es eine eindeutige Relation zwischen Urbild und Abbild gebe, setzt Rösch ein grundsätzlich erneuertes Verständnis entgegen: Sie geht nicht mehr von einem festumrissenen statischen Genre „Schlüsselliteratur“ aus, dem ein Roman zugehört oder nicht, sie betrachtet Verschlüsselung als ein genre-übergreifendes Erzählverfahren, das in unterschiedlicher Dichte und mit variierender Technik in Romanen eingesetzt werden kann. Dieses bezieht sich dann als „partielles Konzept“ auch nicht mehr auf den ganzen Text, „sondern auf einzelne Personen und Begebenheiten“ (S. X). Da die Romane mithin unterschiedlich viele oder wenige Verschlüsselungen enthalten können, variieren die Lexikoneinträge sehr stark: Der kürzeste Artikel widmet sich auf nicht einmal zwei Seiten Erpenbeck, den mit 29 Seiten längsten hat Joanna Jabłkowska verfasst – er gilt Günter Grass und mag hier als Beispiel dienen, um zumindest einen Artikel exemplarisch für alle etwas genauer zu charakterisieren: Ausgewertet hat Jabłkowska dafür *Örtlich betäubt*, *Aus dem Tagebuch einer Schnecke*, *Das Treffen in Telgte*, *Unkenrufe*, *Ein weites Feld* und *Im Krebsgang*, also jene Texte, denen (im Gegensatz etwa zur *Blech-*

*trommel*) der explizite Wirklichkeitsbezug durch Autor und Rezeption zweifelsfrei attestiert wird. Erläutert werden die vielfältigen Bezugnahmen auf Stationen der deutschen Geschichte im fiktionalen Kontext, die Grundierung der Figuren durch gesellschaftliche Diskurse wird eindringlich vor Augen geführt, die Mehrschichtigkeit der räumlichen Bezüge („dreischichtige mentale Karte“ der Stadt Danzig in den *Unkenrufen*, S. 209) und die zahlreichen intertextuellen Bezüge in der opulenten Erzählwelt von Grass werden aufgezeigt, Erzählprinzip und Erzählerkonstruktion werden erläutert. Es geht also nicht nur um die natürlich zentralen verschlüsselten Stellen, sondern immer auch um das Textganze und das Wechselspiel zwischen Fiktion und Wirklichkeit. Durch diese breite Einbindung der Verschlüsselungen zeigt sich erst deren strukturelle Bedeutung und mithin die des Prinzips Schlüssel selbst. Bei diesem hänge es freilich, Rösch nennt dies verschlüsselungstheoretisch „dynamisches Konzept“, vom Erwartungshorizont des Lesers ab, ob dieser in einem Text solche Verschlüsselungen überhaupt suche, und von seinem Wissen, inwieweit er sie erfolgreich erkennen und auflösen könne (S. X).

Dieses Lexikon will dazu beitragen, entsprechende Lektüren zu unterstützen, vielleicht auch überhaupt erst anzuregen. Deshalb ist sein erklärtes Ziel die „Vermittlung des literaturhistorischen Kontextes“ (S. XIII) als Voraussetzung für das Verstehen von komplexen, durch Verschlüsselung doppelsinnigen Texten. Daraus resultiert auch die Auswahl der behandelten Romane: Weil das Lexikon eine „kulturgeschichtliche und historische Übersicht“ bieten möchte, konzentriert es sich nicht vordergründig auf wichtige Autoren und Werke (obwohl diese kei-

neswegs fehlen), sondern strebt im Sinne der Rekonstruktion in Texten verborgen eingelagerter Wissensbestände und Wirklichkeitsverweise die Anknüpfung an „[d]as Vergessene und Übersehene“ als einen „notwendigen Teilbestand der gegenwärtigen Literatur“ (S. XV) an.

So erfüllt das Lexikon eine mehrfache Funktion: Es reflektiert den Verschlüsselungsbegriff neu, indem es seine analytische Verwendungsfähigkeit praktisch vorführt, es öffnet dem Leser literarische Werke für ihren verschlüsselt zweiten Bedeutungsboden und macht zugleich in einem breiten Überblick verschlüsselte Personen und Fakten der deutschsprachigen Literaturen zugänglich. Für den noch ausstehenden zweiten Band sind Register angekündigt, die allen Interessierten helfen werden, die Literatur nach in ihr behandelten Persönlichkeiten, Orten und Ereignissen zu durchsuchen. Da viele polnische Germanisten gerne Motive der

deutsch-polnischen Geschichte im Spiegel der Literatur untersuchen, warten wir mit großer Spannung darauf.

#### Anmerkung

<sup>1</sup> Der 1867 in Görlitz geborene Schneider ist Verfasser des *Handbuches der Bibliographie*, das bis 1969 bei Hiersemann in 5 Auflagen erschienen ist. Die 6. Aufl. aus dem Jahr 1999 wurde von Friedrich Nestler völlig neu bearbeitet. Außerdem ist Schneider in der Zunft der Bibliographen als Verfasser der *Einführung in die Bibliographie* bekannt.

#### Literatur

RÖSCH, GERTRUD M. (2004): *Clavis Scientiae. Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur*. Tübingen.

SCHNEIDER, GEORG (1951-53): *Die Schlüsselliteratur*. 3 Bde. Stuttgart.

Gabriela Ociepa, Wrocław

**RYBSKA, AGNIESZKA MAGDALENA (2011): *Deutsche Kriminalgeschichten von 1780 bis 1820 als Anfänge der Kriminalliteratur*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u.a.: Peter Lang Verlag (=Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur 1). 116 S.**

Viele Experten versuchen seit Jahren, der Popularität des Kriminalromans auf die Spur zu kommen, um dieses Phänomen mindestens teilweise zu erklären. Der Kriminalroman gilt heutzutage vornehmlich als ein Genre der Literatur, in dem mit toten Körpern, ausgetüftelten gemeingefährlichen Mitteln, raffinierten Ränkespielen, abgetakelten und meistens unerschrockenen Detektiven jongliert wird, in dem menschliche Grausamkeiten und Obsessionen das Leben der Protagonisten prägen. Rybska setzte sich zum Ziel, in ihrer Untersuchung den Anfängen der Kriminalliteratur, die sie in den deutschen

Kriminalgeschichten im Zeitraum von 1780 bis 1820 sieht, nachzugehen. Diese Arbeit eröffnet die vom Peter Lang Verlag eingeleitete neue Publikationsreihe *Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur*, herausgegeben von Stefan H. Kaszyński, Andrzej Kątny und Maria Krysztofiak.

Traditionell werden Krimis im Literaturbetrieb als gering geschätzte Trivialliteratur bewertet. Die Geschichten über Verbrecher, Morde, das Indiziensammeln und Rätsellösen faszinierten die Menschheit seit eh und je: Das Thema der Schuld und Sühne, die Frage nach der Tatmotivation,

nach den Ursachen des Bösen im Menschen und nach dem Wesen des Verbrechens gehören zu den grundlegenden Archetypen. Nicht zu übersehen ist im Entstehungskontext der Kriminalliteratur der Beitrag des Franzosen François Gayot de Pitaval, der eine Sammlung von Büchern (*Causes célèbres et intéressantes, avec les jugemens qui les ont décidées*) publizierte, deren Inhalt sich auf berühmte und interessante Rechtsfälle bezog und breitere Kreise für diese Thematik gewinnen sollte. Als Vater der deutschsprachigen Kriminalerzählung hingegen gilt August Gottlieb Meißner, der auch soziale und psychologische Aspekte des Verbrechens in seine Werke einbezog. Als die bekanntesten, ihre Fälle mit streng deduktiven Methoden aufzuklären versuchenden Vertreter dieser Gattung gelten Schriftsteller wie Edgar Allan Poe und sein Protagonist Auguste Dupin, Arthur Conan Doyle und seine Folge von Abenteuern mit Sherlock Holmes und dessen Freund Dr. Watson oder Agatha Christie mit Miss Marple und Hercule Poirot. Oftmals ist jedoch fast keine Rede davon, dass es bereits zuvor Werke gab, die man als Krimis oder zumindest als Vorläufer des Krimis bezeichnen könnte. Man kann zahlreiche Studien zur Unterhaltungs- und Trivialliteratur, zum Kriminal- und Detektivroman finden, es wurden viele, oft sehr gelungene Versuche unternommen, Geschichten und Erzählungen, auch in dem von Rybska für ihre Forschung bestimmten Zeitraum von 1780 bis 1820, auszulegen und ihre Genrezugehörigkeit festzustellen. Die meisten Forscher berücksichtigten aber nur die bekanntesten Beispiele, ohne ihr Kriminalpotenzial und somit ihre Bedeutung als Uranfänge der Kriminalliteratur hervorzuheben.

In der Einleitung der Studie macht Rybska deutlich, dass sie in ihrer Arbeit ein-

zelne Aspekte der Literatur vor einem gemeinsamen Hintergrund und ausgewählte Kriminalgeschichten als Ergebnis des literarischen Prozesses behandeln will. Sie lehnt die a priori negative Konnotation des aus der bildenden Kunst abgeleiteten Begriffes ‚Trivialliteratur‘ ab, da sie davon ausgeht, Literatur sei nur als fester Bestandteil der Kultur zu verstehen und daher nur als Ganzes zu betrachten. In diesem Kontext sieht die Autorin die Notwendigkeit, in den zu analysierenden Texten nach Unterhaltungselementen zu suchen und dem eigentlichen Zweck ihrer Präsenz auf den Grund zu gehen, ohne die sich im Wandel befindenden Erwartungen und das literarische Bewusstsein der damaligen Rezipienten sowie Marktbedingungen außer Acht zu lassen. Die Literaturwissenschaftlerin widmet theoretischen Ausführungen über die Kriminalliteratur viel Platz, indem sie erstens den Terminus ‚Kriminalliteratur‘ als Teil der Trivial- bzw. Unterhaltungsliteratur von dem Begriff ‚Kriminalgenre‘, mit dem jedes, sich auf das Thema eines Verbrechens beziehende literarische Werk gemeint ist, abgrenzt. Zweitens liefert die Verfasserin ihren Lesern auch einen Überblick über unterschiedliche Publikationen zur Kriminalliteratur und versucht festzustellen, wie sie in der Forschung situiert wurde. Die Ursprünge der Kriminalliteratur reichen bis ins 18. Jhd., als das Indizienverfahren und damit auch die Kriminalistik entstand, als man endlich begann, die Aufklärung von Kriminaltaten methodisch anzugehen. Die Geburtsstunde der Kriminalliteratur und der Anfang der systematischen Verbrechensbekämpfung waren demnach den sich hinter der Aufklärung versteckenden Ideen zu verdanken. Einer grundlegenden Analyse unterzieht Rybska überdies die Unterhaltungsliteratur, indem sie dem

Wesen dieses Genres auf den Grund geht und populäre Lesestoffe um das Jahr 1800 darstellt. Sie betont, dass die Möglichkeit der Parallelbenutzung der Begriffe ‚Unterhaltungsliteratur‘ und ‚Trivalliteratur‘ nur dann bestehe, wenn man ‚trivial‘ als „das allgemein Zugängliche, Allbekannte und Gewöhnliche“ (S. 21) und keineswegs als das Unkomplizierte oder sogar Kitschige auffasse. Die Trivalliteratur hat nämlich zum Ziel, zum einen zum Lesen anzureizen, eine Unterhaltung zu bieten, zum anderen bestimmte Inhalte in leichter Form zu vermitteln. Die Literaturwissenschaftlerin nennt einige Merkmale der Unterhaltungsliteratur und schildert die Position dieses Genres, die ihm in der Forschung zuteil wurde. Bemerkenswert scheint insbesondere der Hinweis darauf zu sein, dass selbst bekannte Schriftsteller Kriminalgeschichten geschrieben haben, und zwar, wie es scheint, mit großer Vorliebe. Man fragt sich, ob sie sich den Leserwünschen und dem Büchermarkt anzupassen suchten, indem sie zu Stoffen griffen, mit denen sie auch den durchschnittlichen Leser erreichen konnten. Mit der Einführung der Unterrichtspflicht am Anfang des 19. Jhd.s nahm die Leserzahl wesentlich zu, was selbstverständlich in den sich wandelnden Lesererwartungen seine Widerspiegelung fand. Die neue Leserschaft schätzte in erster Linie die tröstende Funktion der Literatur, die sie aus dem Alltag herausreißen, ihre Probleme lösen und neue Perspektiven in Aussicht stellen sollte.

Im Interpretationskapitel werden folgende Werke analysiert: *Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval* und *Der Verbrecher aus verlorener Ehre* von Friedrich Schiller, *Der Zweikampf* und *Michael Kohlhaas* von Heinrich von Kleist, *Geschichte vom*

*braven Kasperl und dem schönen Annerl* von Clemens Brentano sowie *Das Fräulein von Scuderi* und *Die Marquise de la Pivardière* von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Wie sich im Laufe der Lektüre herausstellt, ist dieses Material eine interessante Erkenntnisquelle. Als Grundansatz ihrer Untersuchung zieht die Autorin das kommunikative Literaturverständnis heran. Die funktionsorientierte Analyse einzelner Werke soll die Ziele der Literatur veranschaulichen. Jedes von der Verfasserin ausgewählte Werk wird nach dem gleichen Muster bis auf zwei Abweichungen analysiert: Erstens gibt es Informationen zur Quelle und Entstehungsgeschichte, dann folgen die Interpretation und die Beschreibung des Kriminalfalls in Bezug auf Unterhaltungselemente. *Der Verbrecher aus verlorener Ehre* von Schiller ist eine Kritik an der buchstabengetreuen Rechtsprechung und an der Gesellschaft und stellt ein gnadenloses Rechtssystem dar, das keine Möglichkeit der Resozialisierung bietet. Am Beispiel des aus Armut zum Wilddieb gewordenen Christian wird der Prozess gezeigt, wie und warum, unter welchen Umständen, aus welcher Motivation man zum Verbrecher wird. Der Mensch als Individuum steht im Vordergrund, und die Kriminalität wird als eine Abweichung von der Norm, als eine Krankheit definiert. Kleists Werk *Der Zweikampf* folgt mit seinen Missverständnissen, Irreführungen und zahlreichen Umschwüngen dem Kriminalmodell, und der Kriminalfall selbst wird zum Unterhaltungselement, da der Täter bestraft und der Unschuldige gerettet wird, was den Erwartungen des Lesepublikums völlig entsprach. Den beiden an dem Kampf um Wahrheit und Gerechtigkeit teilnehmenden Männern begegnet ein völlig anderes Schicksal: Zwar sollte der Schwertkampf

die göttliche Instanz vertreten und zur Wahrheitsfindung führen, jedoch spielt das Leben nach eigenen Regeln. So erholt sich der Verlorene von seinen Wunden, und der Gewinner geht an einer kleinen Schramme zugrunde. Kleists *Michael Kohlhaas* ist eine vom verabsolutierten Rechtsgefühl und der Wahrheitsliebe handelnde Erzählung, in der der Protagonist wegen des Unrechts Selbstjustiz und Gewalt als entsprechende Problemlösung wählt. Er sieht sie als letzte Maßnahmen, die es ihm ermöglichen könnten, die Ordnung der Welt wiederherzustellen. Kleist zeigt einen Menschen, der nach Gerechtigkeit strebt, und in diesem Streben vollzieht sich der Prozess des Perspektivenwechsels. Brentanos *Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl* schildert zwei Protagonisten, deren unterschiedliches Verständnis der Ehre zur Motivation des Verbrechens wird. Im Vordergrund dieses Textes stehen allerdings keine Kriminaltaten, sondern Straftaten, und das eigentliche Verbrechen, der Kindesmord, steht eher im Hintergrund. Es wird nicht nach den Ursachen des Mordes gesucht, es gibt kein zu lösendes Rätsel, es wird eher die Frage nach der Gerechtigkeit und der Weltordnung gestellt. Die Kluft zwischen der Welt der Reichen und der Armen und die Schilderung alltäglicher Schwierigkeiten sollen den Lesestoff interessanter machen. Man findet magische und geheimnisvolle Komponenten, die zu den Unterhaltungselementen gezählt werden können. Wegen der komplexen Darstellung des Mordes, wegen ihrer Vielschichtigkeit, lasse sich Hoffmanns Erzählung *Das Fräulein von Scuderi* keinesfalls zum Detektivgenre zählen, so Rybska. Das Buch entspricht allerdings in vielerlei Hinsicht den gattungsspezifischen Merkmalen der Kriminalnovelle,

die die Autorin der Studie anführt. In dieser von einer Mordserie im Paris des 17. Jhd.s handelnden Novelle findet man zu viele, die Handlung determinierende und unerklärbare Zufälle. Das Geheimnisvolle an den Mordfällen, die von einer französischen Schriftstellerin durchgeführte Aufklärung, die Figurenkonstellation, das Happy-End – das sind Elemente, die ein breiteres Publikum anziehen und der Unterhaltung dienen sollen. Hoffmanns Werk *Die Marquise de la Pivardière* wurde nach einem klaren Schema der Kriminalliteratur geschrieben: Es fängt mit einem Mordfall an, dann folgen die Motivation und die Aufklärung der Tat. Der Autor führt noch ein zusätzliches Element ein, nämlich das der Überraschung, denn obwohl keine Leiche des vermeintlichen Opfers und keine Beweise für die Schuld seiner Gemahlin gefunden werden, wird sie für schuldig erklärt, was letzten Endes durch das Erscheinen des Totgeglaubten für Verwirrung sorgt. Es ist eine gesellschaftskritische Kriminalgeschichte, obwohl die eigentliche Mordtat ausbleibt.

Rybska versucht, den Ursprüngen der Kriminalliteratur nachzugehen, die die Forscherin bei Schiller, Kleist und Hoffmann zu erforschen sucht. Die Literaturwissenschaftlerin weist nach, dass bestimmte Elemente, die schon bei diesen Autoren vorhanden waren, in späteren Kriminaltexten anderer Autoren wieder auftauchen. Die Forschungsergebnisse bestätigen im Fall Brentano nur teilweise den von der Autorin gewählten Forschungsansatz. Es muss hervorgehoben werden, dass Rybska als Erste den Versuch unternimmt, in einer selbständigen Arbeit nach Unterhaltungselementen in Texten anerkannter Schriftsteller zu suchen. Sowohl die Thematik als auch die sprachlichen Merkmale zeugen davon,

dass sich die genannten Schriftsteller an die damalige Poetik, an die Zeit und ihre Regeln anpassten. Zu den Unterhaltungselementen zählt Rybska die „Distanzlosigkeit beim Lesen und durch Schilderung von bestimmten vertrauten Situationen die Identifizierung mit Protagonisten, Darstellung eines tragischen Schicksals, eine plötzliche Rettung des Unschuldigen, Hinweise auf das Schauerliche, unglückliche Liebe und gewisse sprachliche Merkmale“ sowie das Happy-End (S. 108). Der Mordfall selbst wurde mit der Zeit anders behandelt: Schiller konzentrierte sich auf die Psyche des Mörders, anderen diente der Mord überwiegend zur Unterhaltung. Brentanos Text, der nach der Autorin kein Beispiel der Kriminalliteratur ist, zeugt davon, dass Kriminalthemen in dieser Zeit besonders populär waren, und da diese Texte zu einem Großteil zeitkritisch orientiert sind, spiegeln sie die jeweiligen Gesellschaftsstimmungen wider.

Die Studie von Rybska kann für weitere Untersuchungen zu den Anfängen der

Kriminalliteratur sowie zum Wesen des Kriminalromans selbst produktiv sein. Die Autorin setzt sich mit dem Begriff ‚Kriminalliteratur‘ theoretisch auseinander. Sie sondert gemeinsame Kriterien für Kriminaltexte aus und prüft, ob diese in den analysierten Texten vorhanden sind und ob die erforschte Kriminalliteratur die distinktiven Eigenschaften der populären Unterhaltungsliteratur aufzeigt. Darüber hinaus sucht sie nach Merkmalen, die dann in späteren Werken als Unterhaltungselemente bezeichnet werden könnten. Die Verfasserin stellt sich die Frage, wie sich die Schreibziele der Schriftsteller und ihre Schreibweise veränderten und ob es möglich war, zu jener Zeit ein Schema auszuarbeiten, das bis heute gültig sein könnte. Rybska weist nach, dass deutsche Kriminalgeschichten von 1780 bis 1820 als Anfänge der Kriminalliteratur gesehen werden können und dass sie auf jeden Fall literarische Brücken zu den modernen Kriminalromanen schlagen.

*Maria Naganowska, Poznań*

**SZCZEPANIAK, MONIKA (2011): *Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges. Konstruktionen und Dekonstruktionen*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 274 S.**

Jede Buchveröffentlichung Monika Szczepaniaks von der Kazimierz-Wielki-Universität Bydgoszcz erregt Aufsehen im germanistischen literaturwissenschaftlichen Milieu, und zwar durch die originelle Forschungsthematik, die Gediegenheit ihrer Ergebnisse, die große Denkpräzision und nicht zuletzt aufgrund der exzellenten deutschen Sprache. Ihre bisherigen Monographien, *Dekonstruktion des Mythos in ausgewählten Prosawer-*

*ken von Elfriede Jelinek* (Lang 1998) und *Männer in Blau. Blaubart-Bilder in der deutschsprachigen Literatur* (Böhlau 2005), sind in renommierten deutschen bzw. österreichischen Verlagen erschienen und erfuhren lebhaft Resonanz in der germanistischen Welt, die sicher auch dem dritten, ebenfalls in Deutschland veröffentlichten Band zuteil wird. Die Zusammenstellung dieser drei Bücher zeugt von Szczepaniaks immer größerer wis-

senschaftlicher Reife, ihren beständigen intellektuellen Fortschritten sowie von ihrer philologischen Akribie.

Die Autorin beschäftigt sich, wie man bei allen drei Büchern bemerken kann, recht intensiv mit der literatur- und kulturwissenschaftlichen germanistischen Genderforschung. In der Monographie *Militärische Männlichkeiten im Umfeld des Großen Krieges* (2011), die das höchste Niveau fachlicher Kompetenz erreicht, stellt sich Szczepaniak die sehr schwierige, gleichzeitig aber auch faszinierende Forschungsaufgabe, zu untersuchen, wie militärische Männlichkeitsstereotype, die von Zeit, Ort und Kulturtradition abhängig sind, in der Ideologie, Literatur und den Bildenden Künsten in Bezug auf den Ersten Weltkrieg funktionieren. Sie beschränkt sich dabei nicht auf ein Land, sondern greift ambitiös zu einem komparatistischen Ansatz und erzielt sehr interessante Resultate, indem sie die militärischen Männlichkeiten in der deutschen und österreichischen Kultur miteinander konfrontiert. Es erweist sich, dass sich, trotz der zu erwartenden Gemeinsamkeiten, sowohl das heroische Männlichkeitsideal als auch seine pazifistische oder ‚melancholische‘ Dekonstruktion in diesen beiden Staaten, die im Ersten Weltkrieg Verbündete gewesen waren und dann beide die Schande der Niederlage des Jahres 1918 tragen und verarbeiten mussten, und somit auch die Konstruktionen und die Dekonstruktionen der kriegerischen Männlichkeit beträchtlich voneinander unterscheiden.

Man sollte anmerken, dass in Genderforschungen kulturwissenschaftliche Männlichkeitsuntersuchungen im Unterschied zu bereits gut eingebürgerten Weiblichkeitsforschungen ein ziemlich neues Forschungsterrain darstellen. Das Forschungsproblem, das die Autorin aufnimmt, ist

innovativ. Zwar gibt es sehr viele Arbeiten, die sich mit dem literarischen oder kulturellen Bild des Ersten Weltkrieges im deutschen Sprachraum befassen. Dabei handelt es sich jedoch zumeist um Monographien zu einzelnen Autoren oder anderen Aspekten des Problems. Es gibt meines Wissens auch keine Arbeit, die in dieser Hinsicht die Kulturen Deutschlands und Österreichs vergleichen würde, und besonders im Falle Österreichs sind die Ergebnisse hochinteressant, denn die Lage war dort viel komplizierter als in dem auch mental militarisierten, nach 1870 vereinigten Zweiten Deutschen Reich, das die preußischen Traditionen fortsetzte. Eine besondere Rolle spielt im Habsburgerreich der multinationale, multikonfessionelle und multikulturelle Charakter der österreichischen Armee. Sie unterscheidet sich wesentlich von der homogenen Armee des deutschen Kaiserreiches, die einen wesentlichen Einfluss auf die Gestaltung des einheitlichen, exkludierenden deutschen Nationalbewusstseins hatte. Die Funktion des blinden Militärdrills und die der nationalistischen Ideologie übernahmen auf österreichischer Seite die Überzeugung von der Notwendigkeit, das Vielvölkerreich zu verteidigen, sowie die Identifikationsfigur des Kaisers Franz Joseph. In beiden Gruppen zeichnen sich allerdings Unterschiede zwischen dem Bewusstsein und der Kollektividentität des elitären Offizierskorps und der gemeinen Soldaten ab, die oft ohne ihr Einverständnis eingezogen worden waren. In Bezug auf die imaginäre Weiblichkeit sind in der deutschen Armee andere Muster vorherrschend als in der österreichischen. Die erste schließt die Frau aus dem Vorstellungsbild des idealen Kriegers aus, der höchstens sexuelle Beziehungen zu Frauen in eroberten Gebieten unterhalten

kann. Die österreichische, ‚weichere‘ militärische Männlichkeit fasst den Krieg als einen vorläufigen Zustand auf und vergisst nicht einmal im Feld das Bild der Mutter, Braut oder Geliebten, das ihm Kraft zum Durchhalten einflößt. Die Forschungsergebnisse Szczepaniaks beweisen, dass, so wie es keine einheitliche Vorstellung der Männlichkeit gibt, die in verschiedenen Epochen und Kulturen oder sogar in der gleichen Nationalkultur oder z.B. verschiedenen Gesellschaftsschichten vorherrschend wäre, kein homogenes, verbindliches Modell militärischer Männlichkeit besteht.

Aber nicht nur inhaltlich ist die Monographie Szczepaniaks höchst empfehlenswert. Ihr reiches, fein differenzierendes Deutsch, die logische Gedankenführung, eine präzise, höchst professionelle und gleichzeitig völlig verständliche und leserfreundliche Ausdrucksweise sind ein seltener Vorzug, zumal bei Autoren, deren Muttersprache nicht die deutsche ist. Der Aufbau der Arbeit ist wie immer bei dieser mit einem mathematischen Intellekt begabten Geisteswissenschaftlerin sehr übersichtlich und überzeugend. Die Monographie besteht aus einer Einleitung, die über die Prämissen und Forschungsziele der Autorin informiert, zwei ausführlichen, mehrmals untergliederten analytischen Kapiteln und dem umfassenden synthetischen Schlusskapitel. Die Kapitel 2 („Deutsche Männer“) und 3 („Kakanische Männlichkeiten“) teilen sich in jeweils zwei symmetrische Kapitel, einen Teil, der dem heroischen Männlichkeitsideal und der Konstruktion der (meistens verlogenen) Bilder der unerschrockenen Kämpfer des Ersten Weltkriegs gewidmet ist, und einen zweiten mit der Antithese, der Dekonstruktion, die zweifelnde, Angst und Furcht erlebende Protagonisten darstellt, von denen

manche sich in den Spott hineinretten, Pazifisten, Defätisten, Deserteure. Schließlich werden im jeweils letzten Unterkapitel Männer als Opfer dieses Krieges gezeigt, die Gefallenen, Invaliden, in Folge des Kriegs von verschiedenen Depressionen und psychischen Krankheiten Heimgesuchten, schließlich Männer, die nach der Heimkehr 1918 (oder später nach der Kriegsgefangenschaft) ihren Platz in der Gesellschaft nicht finden können, die ‚lost generation‘, auf die im Zusammenhang des Ersten Weltkrieges häufig hingewiesen worden ist.

Innerhalb der beiden analytischen Hauptkapitel (er)findet die Autorin ebenfalls sehr interessante Termini sowohl für glorifizierende Bilder des Krieges in der Publizistik, der Propaganda, dem öffentlichen Bewusstsein und der Kultur schlechthin als auch für Bilder der Helden: für die deutschen „Überwinder, Stahlnaturen“ und die österreichischen „Träger der Uniform“, eine Bezeichnung, die auf ihren trotz der anfänglichen Begeisterung größeren inneren Abstand hinweist. Zuerst erfolgt die Konstruktion, dann die Dekonstruktion des mehr oder weniger idealisierten Bildes, das besonders in der ersten Phase des Kriegs entstanden ist, aber auch nach der Niederlage, die man irgendwie ‚domestizieren‘ musste, durch die Literatur, das Propagandaschrifttum und die Kunst. Hiervon handeln die mit Fragezeichen versehenen Unterkapitel „Männer aus Stahl?“ und „Uniformierte Kämpfer?“. Auch in den Unterkapiteln zweiten Grades bedient sich die Verfasserin sehr geschickt des intertextuellen Zitats (z.B. der Traklschen „Geister der Helden“ aus dem Gedicht *Grodek* oder einer modifizierten Anspielung auf Grillparzers *Ein treuer Diener seines Herrn*) und eigener präziser und oft brillanter Ausdrücke wie „Glanz der Montur“ oder

„Unheilbare Melancholiker“. Ihr Deutsch zeugt von ihrem hervorragenden Sprachvermögen (zu beanstanden wäre nur, dass es im Buch zu viele Flüchtigkeitsfehler, ‚literówki‘, gibt; also hat der Verlag nicht für ein einschlägiges Korrekturverfahren gesorgt, wie es immer häufiger passiert – umso größer ist die Verantwortung des Autors, falls ihm der Text überhaupt zur Korrektur vorgelegt wird) und macht die ganze Lektüre zu einem besonders attraktiven Leseerlebnis. Besonders imponierend ist, dass die Autorin, die jedes Unterkapitel mit einem kurzen Resümee versieht, darüber hinaus ein aus den drei analogen Unterkapiteln „Helden“, „Antihelden“ und „Opfer“ bestehendes synthetisches Schlusskapitel aufbaut, das wesentliche Merkmale der deutschen und österreichischen militärischen Männlichkeitsvorstellungen zusammenfasst und die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen ihnen besonders hervorhebt.

Eine besondere Bereicherung des Textes, der vornehmlich im Abschnitt über die Kriegsoffer über die Analyse des sprachlichen Materials hinaus auf das Thema des Krieges in den Bildenden Künsten eingeht, ist die Ikonographie, die 59 Abbildungen von in verschiedenen Techniken erarbeiteten Werken umfasst, die thematisch den einschlägigen Textpassagen zugeordnet werden. Schon das Auffinden und Zuordnen dieser Abbildungen war keine leichte Aufgabe. An dieser Stelle ist auch die immense Belesenheit, Korrektheit und philologische Akribie der Verfasserin hervorzuheben, die in ihrem Quellenverzeichnis ca. 150 Texte von 90 Autoren aufzählt, wobei die Mehrheit der Werke tatsächlich zum Gegenstand ihrer Analysen geworden ist. Manche dieser Schriftsteller sind allgemein bekannt und werden im-

mer wieder mit dem Thema des Ersten Weltkriegs assoziiert, so der Kriegsapologet Ernst Jünger sowie dessen Gegner Arnold Zweig, Ludwig Renn, Joseph Roth, Karl Kraus oder Erich Maria Remarque, deren pazifistischen Mythos die Autorin zum Teil dekonstruiert, indem sie auf Ideologeme hinweist, die denen der Kriegsbefürworter ähneln. Andere sind zwar allgemein bekannt, werden jedoch üblicherweise nicht direkt mit dem Kriegsthema in Zusammenhang gebracht, wobei man erwähnen muss, dass die Autorin in die Vergangenheit zurückgreift und z. B. auf das Prosagedicht Rainer Maria Rilkes *Weise von Liebe und Tode des Cornets...* hinweist, das sich unter allen Büchern überraschenderweise am häufigsten in den Rucksäcken der Soldaten der Mittelmächte befunden hat. Szczepaniak widmet aber ebenso viel Aufmerksamkeit den zu Recht vergessenen Autoren, die einst sehr beliebt waren und mit Eifer an einem Propagandabild des Krieges und dem der Siege der eigenen Armee mitgewirkt haben, wie Werner Beumelberg, Walter Flex, Manfred von Richthofen bzw. auf der österreichischen Seite Fritz Weber und Luis Trenker.

Verallgemeinernd gesagt, vermittelt das von dieser Literatur (und den Bildenden Künsten) aufgezeichnete Bild des Krieges trotz der manchmal extrem unterschiedlichen ideologischen Positionen der Verfasser die Erkenntnis, was für eine schreckliche Tragödie der Erste Weltkrieg für die Menschheit war und wie durch die erstmalige Anwendung der neuesten Errungenschaften der Technik jene persönlichen Vorzüge zusehends unwichtig wurden, die bis dato zum Kodex des Mustersoldaten oder Mustersoldatens gehörten. Die Autorin interessiert sich weiterhin für die Problematik, wie

nach der Demütigung und den politisch-sozialen Folgen der Niederlage die Literatur einen den Krieg glorifizierenden Mythos schafft, der den Zusammenbruch mit dem ‚Dolchstoß‘ seitens eines inneren oder äußeren Feinds rechtfertigt bzw. das authentische, unheroische Bild des Krieges verfälscht und insbesondere das erschreckende Schicksal seiner Opfer verschweigt. Trotz dieser Tabuisierung liefern die Literatur und insbesondere die Bildenden Künste ein insgesamt erschütterndes Bild der Verkrüppelung bzw. sozialen Entfremdung derjenigen, die überlebt hatten, aber infolge ihrer manchmal besonders drastischen körperlichen Invalidität oder des psychischen Zusammenbruchs, von dem sie sich nicht mehr erholen konnten, aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurden.

Genauso imponierend ist das 18 Seiten lange Verzeichnis der Sekundärliteratur in der Monographie Szczepaniaks. Es ist freilich ausgeschlossen, an dieser Stelle auch nur die wichtigsten Autoren anzuführen, mit denen sie einen Dialog eingeht, indem sie deren Forschungen weiterführt und ihre Ergebnisse mit großer Gekonntheit und Gediegenheit verwertet. Es seien nur einige Erforscherinnen und Erforscher der kulturellen Maskulinität genannt wie Robert W. Connell oder Edgar F. Forster, der militärischen Männlichkeiten wie Christa Hämmerle, Ernst Hanisch, Bernd Hüppauf oder Wolfgang J. Mommsen oder der Genderproblematik schlechthin wie Judith Butler, Ute Frevert, Anne Planert oder Anne Schmidt. Wie bereits erwähnt, stellen die Männlichkeitsforschungen ein neues interdisziplinäres Wissenschaftsgebiet innerhalb der ‚gender studies‘ dar, wobei wohl der Anfang durch die Arbeit Klaus Theweleits *Männerphantasien* aus dem Jahre 1980 gemacht worden ist und wir es mit

einer intensiveren Forschungsentwicklung erst seit den 90er Jahren des 20. Jhd.s zu tun haben.

Alle Teile sowohl des Haupttextes als auch des Paratextes der Monographie der Bromberger Germanistin zeugen von ihrer immensen philologischen Akribie, obwohl manche der sehr treffenden und knapp formulierten Bemerkungen aus den Anmerkungen im Haupttext hätten untergebracht werden können. Vielleicht war es ein Wink des Verlages, der als Sparmaßnahme gedacht war. Eine Suggestion oder gar Anweisung des Verlages ist aus der Entscheidung herauszulesen, auf ein Namenverzeichnis zu verzichten, das für eine Arbeit solchen Typs sehr nützlich gewesen wäre.

Die Autorin plant, eine Abhandlung zu schreiben, in der diese deutsch-österreichischen Männlichkeiten mit den polnischen Bildern der militärischen Männlichkeit aus der Zeit des Ersten Weltkrieges konfrontiert und verglichen werden. Eine einschlägige Monographie sollte auf Polnisch verfasst werden und würde sich in Polen bestimmt eines großen Interesses erfreuen, da der Erste Weltkrieg im polnischen kulturellen Gedächtnis ganz anders reflektiert wird als in der deutschen oder österreichischen (lange verdrängten) Erinnerung an die Niederlage, den Zusammenbruch der Habsburgermonarchie oder die Wandlung des Deutschen Kaiserreichs zur Weimarer Republik, die von den gesellschaftlichen Eliten nicht gewollt wurde. Polen hat der Erste Weltkrieg die ersehnte Wiedererlangung der eigenen Staatlichkeit nach 123 Jahren der Teilungen gebracht. Aus diesem Grund ist die Entscheidung der Autorin, den polnisch-jüdischen Prosaiker Józef Wittlin unter den deutschsprachigen Autoren zu platzieren, mit einiger Skepsis zu bewerten. Zwar war er mit

## Rezensionen

Joseph Roth befreundet, aber seine Sicht des Ersten Weltkrieges war auf Grund der anders gearteten polnischen nationalen Prämissen von der deutschen und österreichischen verschieden.

Trotz der gewichtigen Problematik liest sich die Monographie von Monika Szczepaniak dank dem logischen Aufbau, der Transparenz, Bündigkeit und gleichzeitig der Lebendigkeit und Leichtigkeit des Stils sehr gut. Es ist ein originelles, innovatives Werk, das bestimmt eine internationale Diskussion in der geisteswissenschaftlichen Fachwelt anregen wird und das auf eine wesentliche Weise zur Entwicklung der Forschungen bezüglich der

imaginierten Männlichkeit(en) in der Kultur Deutschlands und Österreichs, aber auch des übrigen Europa beitragen wird. Besonders die Problematik des Kriegsmythos und der unterschiedlichen kulturellen Erinnerung an die gleichen Ereignisse in verschiedenen Ländern, bei verschiedenen Ethnien oder den Angehörigen verschiedener sozialer Schichten der gleichen Gesellschaft sowie die Betrachtung des Krieges als Kulturkapital oder die Dekonstruktion von heroischen Männlichkeitsstereotypen in einzelnen Nationalliteraturen versprechen, zahlreiche weitere Forschungen anzuregen.

*Maria Kłańska, Kraków*

\* \* \*

### **HYVÄRINEN, IRMA / LIIMATAINEN, ANNIKKI (eds.) (2011): *Beiträge zur pragmatischen Phraseologie*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=Finnische Beiträge zur Germanistik 25). 225 S.**

Wer systematisch Veröffentlichungen zur Phraseologie verfolgt, durfte sich seit langem die Frage stellen, wann eine umfassende, auf pragmatische Phraseologismen fokussierende Arbeit vorgelegt wird. Diese spezifischen Idiome / Phraseologismen sind zwar seit Makkai (1972) und Burger (1973) in der Literatur zur Phraseologie immer wieder thematisiert worden, auch wurden umfangreichere Arbeiten zu ihren einzelnen Arten bzw. Aspekten veröffentlicht (zu bibliographischen Angaben vgl. die Literatur zum ersten Beitrag von Hyvärinen in diesem Band), doch eine komplexere mehrdimensionale Analyse fehlte nach wie vor. Mit dem vorliegenden Band wird diese Lücke geschlossen. Wie die Herausgeberinnen im Vorwort treffend formulieren, sind pragmatische Phraseologismen „zwar aufgrund struktureller und semantischer Kriterien der Peripherie des phraseologischen

Feldes zugeordnet worden, deren Bedeutung in der Alltagskommunikation [übertrifft aber weit] diejenige der zum Zentrum der Phraseologie gehörenden idiomatischen Wortgruppenlexeme“ (S. 7). Kennzeichnend für sie ist, dass ihre Funktionen weitgehend übereinzelsprachlich sind, während ihre Formen von Sprache zu Sprache differieren. Ihre auf dem Material einer bzw. zweier Sprachen basierende Untersuchung kann daher eine Vorlage bilden für weitere Beschreibungen – auch als kontrastiv angelegte interlinguale Vergleiche – in anderen Sprachen. Und darin ist das Besondere dieses Bandes zu sehen. Gestützt auf deutsches und / oder finnisches Sprachmaterial bringt der Band zum einen Klarheit in die Terminologie und Theorie pragmatischer Phraseologismen. Zum anderen zeigt er lexikographische (ein- wie zweisprachige), fremdsprachendidaktische und über-

setzerische Aspekte ihrer Erforschung. Der Band umfasst insgesamt acht Beiträge, von denen sechs ein Teil-Ertrag der 2008 in Helsinki abgehaltenen EUROPHRAS-Tagung sind.

Grundlegend und wegweisend in theoretischer wie methodologischer Hinsicht ist der einleitende Beitrag von IRMA HYVÄRINEN, *Zur Abgrenzung und Typologie pragmatischer Phraseologismen – Forschungsüberblick und offene Fragen* (S. 9-43), dem daher eine ausführlichere Besprechung zukommt. Der Autorin ist es gelungen, eine komplexe und kritische Übersicht über die Forschungslandschaft zu pragmatischen Phraseologismen zu geben, mit besonderer Berücksichtigung der Problematik ihrer Abgrenzung, ihrer kommunikativen Funktionen und der verwendeten Terminologie, so dass als Ergebnis festgehalten werden konnte, was einhellig, was diskutabel bzw. strittig und was zu postulieren ist. Von mehreren, z.T. verschiedenen verstandenen Bezeichnungen sind heute Burgers ‚pragmatische Phraseologismen‘ allgemein üblich. Definiert werden sie „als eine etablierte Teilklasse von Phraseologismen, die man aufgrund ihrer dominierenden Eigenschaften in zwei Haupttypen einzuteilen pflegt [...]: a) situations(typ)- und sprechaktgebundene und in diesem Rahmen meistens monofunktionale Routineformeln (RF, Routineformeln i. e. S.) und b) multisituationell einsetzbare, in einem weiten Sinn metakommunikative und typischerweise multifunktionale gesprächsspezifische Formeln, kurz auch Gesprächsformeln (GF) genannt.“ (S. 12). Die ersten sind „satzwertige, (potenziell) äußerungsautonome Einheiten [...], voll-, teil- oder nicht-idiomatisch“, die zweiten „nicht-idiomatisch [...], in eine Äußerung eingebettet, [...], mit frei wählbarem lexikalischem Material komplettiert“ (S. 12). Hyvärinen

legt ihren Ausführungen die Auffassung zugrunde, „dass Formelhaftigkeit als Begriff weiter ausgelegt ist als Phraseologizität“ (S. 13) und nur mit Hilfe beider, ergänzt um die kommunikative Dimension, pragmatische Phraseologismen eingehend beschrieben werden können. In den Vordergrund ihrer kritischen Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung stellt die Autorin zwei Probleme: das der Definition und Abgrenzung pragmatischer Phraseologismen von anderen Einheiten (Punkt 2) und das ihrer Klassifikation und deren Kriterien (Punkt 3). Die unbestritten führende Rolle auf allen Etappen der Theoriebildung gebührt Harald Burger, dessen evolutive Auffassung sich in drei seiner wichtigsten Arbeiten niederschlägt: von der Pionierarbeit (1973) über die zusammen mit Annelies Buhofer und Ambros Sialm (1982) vorgelegte bis zu der ausgereiftesten (1998/<sup>3</sup>2007), auf deren Gestalt inzwischen veröffentlichte andere Arbeiten, vor allem die von Stephan Stein zur Formelhaftigkeit der Sprache (1995), Einfluss hatten. Die Weiterentwicklung der Klassifikation und ihrer Kriterien wird chronologisch anhand der Konzeptionen von Klaus Dieter Pilz (1978), Wolfgang Fleischer (1982/1997), Florian Coulmas (1981), Stephan Stein (1995) und Igor Sosa Mayor (2006) dargestellt. Acht übersichtliche, mit Beispielen illustrierte Tabellen der zusammengestellten Kriterien und Typen zeigen, wie unter den Kriterien von deutlich syntaktischen zu kommunikativ-situativen und diskursiven übergegangen wird. So wie Burger mit seinen Arbeiten Klarheit in der Auffassung pragmatischer Phraseologismen geschaffen hat, so hat Stephan Stein Ähnliches für deren Klassifikation geleistet. Daher stellt Hyvärinen fest: „Steins Beitrag zur pragmatischen Phraseologie zeichnet sich durch

eine fruchtbare Kombination der Theorie der sprachlichen Formelhaftigkeit und der Gesprächsanalyse aus.“ (S. 38) Das erlaubt die in der oben angegebenen Definition genannten RF und GF mit ihren Funktionen relativ eindeutig zu unterscheiden. Die kontrastiv angelegte Arbeit von Sosa Mayor ist dagegen, ähnlich wie eine frühere von Rosemarie Gläser (1986), eine heutzutage unumgängliche Ausweitung der Erforschung pragmatischer Phraseologismen um den Vergleich mit anderen Sprachen. Abschließend fasst die Autorin kurz zusammen, was die Erforschung pragmatischer Phraseologismen so schwierig macht, was in der großen Komplexität ihrer Formen und Vielfalt ihrer Funktionen bereits geklärt ist und was weiterer Präzisierung und Untersuchung bedarf. Sie verweist dabei auch auf die Notwendigkeit der Erweiterung dieser Untersuchungen um kontrastive, lexikographische, glottodidaktische und übersetzungspraktische Aspekte. Auf einige dieser Postulate gehen die weiteren Beiträge des Bandes direkt ein, was den einführenden Text illustriert und komplementär ergänzt.

Der enge Zusammenhang zwischen dem theoretischen Leittext und den weiteren eher praktisch ausgerichteten Einzelbeiträgen ist u. a. durch den Zugriff auf die gleiche Basisliteratur zu erkennen. Alle folgenden Beiträge enthalten jeweils eine kurze definitorische und funktionale Beschreibung der ausgewählten Gruppe pragmatischer Phraseologismen, bevor sie sich ihrem eigentlichen Untersuchungsproblem zuwenden. Untersuchungen zu pragmatischen Phraseologismen konzentrieren sich vor allem auf ihre Formelhaftigkeit, Situationsgebundenheit und Funktionen. Der für die mündliche Kommunikation wichtige Aspekt der Intonation und Akzentuierung von Äußerungen, darunter auch

der pragmatischen Formeln, wird dabei ausgeblendet oder nur gestreift. Daher ist auf den Beitrag von NICOLE MACKUS, *Die Akzentuierung von Routineformeln. Eine Untersuchung anhand von Hörmustern* (S. 45-56), besonders hinzuweisen. Ausgehend von der Feststellung, dass „suprasegmentale Abweichungen in Bezug auf das Verstehen schwerwiegender sind als segmentale“ (S. 46), postuliert die Autorin eine Erweiterung des „Informationspakets“ (S. 46) zu pragmatischen Phraseologismen um Angaben zu deren Akzentuierung. An einer kleinen Probe von zwölf in Hörmustern verwendeten Routineformeln zeigt sie, dass Muttersprachler eher keine Probleme mit der Akzentuierung der gehörten Formeln haben, während sie für Nichtmuttersprachler recht problematisch sei. Den Grund dafür sieht sie einerseits in dem Einfluss der muttersprachlichen Gewohnheiten und andererseits in der Annahme, dass bei RF die Akzentuierung ähnlich variabel ist wie in freien Äußerungen und der Sprecher über den Akzent selbst entscheidet. Im Fremdsprachenunterricht sollte der Lerner entsprechende Informationen erhalten und auch in Lernerwörterbüchern müssten die Einträge von Routineformeln ergänzt werden. Auch der Beitrag von MARJO VESALAINEN, *Kommunikative Formeln und mündliche Sprachkompetenz finnischer DaF-Lerner* (S. 57-79), bleibt im Bereich der DaF-Didaktik und untersucht auf der Basis mündlicher Sprachtests die Kenntnis pragmatischer Phraseologismen unter finnischen Gymnasiasten nach etwa fünf Jahren Deutschunterricht. Eingangs wird ausdrücklich darauf verwiesen, dass der *Gemeinsame europäische Referenzrahmen für Sprachen* die mündliche Kompetenz ausführlich beschreibt und die Rolle kommunikativer Formeln für deren Entfaltung ge-

bührend hervorhebt. Die zur Verfügung stehenden DaF-Lehrwerke für finnische Lerner räumen dem Sprechen genügend Platz ein und präsentieren sprachpraktisch wie kulturkontrastiv ein hohes Niveau, was auch die durchgeführten Tests bestätigen, denn die Mehrheit der Lerner hat das Zielniveau – ganzheitlich gesehen – erreicht oder es sogar z.T. überschritten. Die Kenntnis und die aktive Verwendung der kommunikativen Formeln ergibt allerdings ein weniger positives Bild: Der Umgang mit Formeln ist sparsam und nur auf „einige allerbekannteste“ bei der Begrüßung oder Verabschiedung beschränkt (S. 68), es fehlen fast gänzlich Reaktivformeln, Formeln als Pausenfüller, als Verzögerungssignale und Formulierungshilfen bei Verstehensschwierigkeiten, was das Sprechen beeinträchtigt. Zusammenfassend zeigt die Untersuchung, dass finnische Lerner – und wohl nicht nur diese – die größten Probleme u.a. mit „kulturgebundenen verbalen Interaktionskompetenzen“ (S. 74) haben. Einem Fremdsprachenlerner fehlt nämlich das „implizite Wissen zur Lösung von kommunikativen Aufgaben“ (S. 82), und er muss dieses neben Lehrbüchern vor allem in (Lerner-)Wörterbüchern suchen. Dieses Problem thematisieren zwei weitere Beiträge des vorliegenden Bandes.

SILKE LIPINSKI analysiert in ihrem Beitrag, *Zu Routineformeln im einsprachigen deutschen Lernerwörterbuch. Eine Untersuchung anhand von zwei Lernerwörterbüchern* (S. 81-93), die Darstellung der Routineformeln (RF) in den neuesten Ausgaben von *PONS Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache* (2006/2008) und *WAHRIG Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache* (2008). Ihrer Analyse liegt ein von ihr entwickelter Kriterienkatalog mit 30 Fragen zugrunde,

die sich in vier Komplexe zusammenfassen lassen: Fragen zum Eingehen auf RF in den Umtexten, Fragen zur Mikrostruktur „bezüglich Auffindbarkeit und Nennformschreibung“ der RF sowie „semantischer und pragmatischer Informationen“ (S. 84) und Fragen zur Mediotstruktur bezüglich der gegenseitigen Vernetzung der verzeichneten RF. Das Ergebnis der Analyse kommentiert die Autorin selbst mit einer RF „*Na dann, gute Nacht!*“ (S. 91), auch wenn die analysierten Wörterbücher keine speziell phraseologischen sind. In beiden Wörterbüchern findet die Autorin die RF nicht bzw. vage definiert, ohne eindeutig festgelegte Stellen ihrer Notierung, die Nennform ist uneinheitlich und nicht konsequent bezüglich fakultativer und variabler Komponenten; Angaben zur Bedeutung erfolgen nicht selten mit Hilfe anderer phraseologischer Formulierungen, es fehlen Informationen zum Gebrauch, und die notierten RF bleiben in der Makrostruktur „gänzlich unvernetzt“ (S. 91). Das Ergebnis zeigt, dass die lexikographische Praxis auch in neueren DaF-Wörterbüchern die metalexikographische Forschung wenig beachtet, was nicht nur aus der Position der DaF-Lerner zu bedauern sei.

Der Beitrag von MARION HAHN, „*Wie soll ich sagen*“ – *Konzeption eines deutsch-finnischen Wörterbuchs der kommunikativen Routineformeln* (S. 95-111), unterbreitet einen Vorschlag, der der beschriebenen Situation abzuhelpfen versucht. Die Autorin stellt vor dem Hintergrund einer kurzen lexikographiegerechten, theoretischen Beschreibung der RF die Konzeption eines spezifischen deutsch-finnischen, pragmatischen Wörterbuchs dar. Es soll ein wachsendes Wörterbuch in elektronischer Form sein, zuerst uni-, dann bidirektional, mit einer

auf weitere Sprachen(paare) übertragbaren Struktur. Die empirische Basis umfasst drei Arten von Quellen: lexikographische (ausgewählte einsprachige allgemeinsprachliche, didaktische, phraseologische und bilinguale Wörterbücher), didaktische (einsprachige und bilinguale Lehrwerke) und elektronische (Korpora des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim und der Universität Leipzig). Adressiert ist das Wörterbuch an „einen möglichst großen Benutzerkreis – von Fremdsprachenlernern mit unterschiedlich großem lexikalischem Wissen bis hin zu Übersetzern“ (S. 101). Die elektronische Form ermöglicht einen schnellen Zugriff auf das finnische Äquivalent, sichert einen semasiologischen und onomasiologischen Zugang, eine stichwort- und situationsbezogene Suche und ein sukzessives Öffnen der einzelnen Infofenster mit allerlei Informationen von Relevanz für die Kommunikation und adäquate Verwendung. Die Mikrostruktur beschreibt die RF in zwölf ihre Struktur, Semantik, Pragmatik, Kulturspezifik u. a. betreffenden Punkten, was mit vier Probeartikeln zu *Gute Nacht* als Höflichkeits- und Kommentarformel, *wie soll ich sagen* als referenzielle, und *ich denke* als reedeinleitende und Verzögerungsformel illustriert wird. Ein solches Wörterbuch würde nicht nur den Fremdsprachenlernern helfen, sondern auch vielen Muttersprachlern die Rolle der RF für eine effektive Kommunikation bewusst machen. Die vorgelegte Konzeption verspricht einen Durchbruch in der lexikographischen Erfassung der RF. Sie ist allerdings nur in elektronischer, eine stufenweise benutzergerechte Anwendung ermöglichender Form denkbar.

ANNIKKI LIIMATAINEN, die Autorin des Beitrags „*Ach du Donnerchen! – Voi herran pieksut!*“ *Zur Wiedergabe der*

*emotiven Formeln in deutschen und finnischen Übersetzungen* (S. 113-145), erörtert eine besonders schwierig zu erfassende Gruppe kommunikativer Formeln. „Emotive Formeln sind lexikalisierte, reproduzierbare, emotional wertende Formeln, in denen überwiegend Funktionen zum Ausdruck kommen. Die expressive Funktion gilt bei emotiven Formeln in exklusiver Weise, d.h. sie schließt jegliche denotative Funktion aus.“ (S. 121) Die theoretische Darstellung der emotiven Formeln umfasst ihre Funktionen und sprachlichen Merkmale, ihre interne Gliederung und Probleme der Abgrenzung von anderen Erscheinungen wie Interjektionen oder Fluchformeln, mit denen sie sich z.T. überschneiden. Vor diesem theoretischen Hintergrund wird gezeigt, dass ihre angemessene Wiedergabe in literarischen Texten eine enorme Herausforderung für Übersetzer ist, die ihre Heterogenität bezüglich der Form, sich überschneidender Funktionen, Anwendungsnuancen und Kulturspezifik wahren müssen, zumal sie „nicht ohne Weiteres auf andere Kulturen übertragbar“ (S. 131), aber ein wichtiges Mittel der Figurencharakteristik sind. Ihre Erforschung unter übersetzerischem Aspekt ist weitgehend Neuland. Die ausführlich kommentierten literarischen Beispiele zeigen überzeugend, dass „emotive Formeln – wie Routineformeln generell – nicht direkt übersetzbar [sind], sondern in verschiedenen Sprachen bestenfalls funktional äquivalente Entsprechungen [haben]“ und bei ihrer Wiedergabe „prinzipiell Adäquatheit und Wirkungsgleichheit auf der Textebene angestrebt [werden]“ (S. 140).

Der zweite Beitrag von IRMA HYVÄRI-NEN, *Zu deutschen Höflichkeitsformeln mit ‚bitte‘ und ihren finnischen Äquivalenten* (S. 147-203), ist der umfangreichste

des ganzen Bandes. Höflichkeitsformeln als „konventionalisierte sprachliche Ausdrücke des guten Benehmens“ (S. 149) haben unter allen Routineformeln die höchste Relevanz für eine gelungene Kommunikation. Das Höflichkeitsverhalten ist stark an soziale und kulturelle Konventionen gebunden und kann von Sprache zu Sprache außersprachlich wie sprachlich Ähnlichkeiten wie auch starke Unterschiede aufweisen. Am Beispiel der englischen Höflichkeitsformel *please* und ihrer deutschen (*bitte*) und finnischen (*ole hyvä*) Entsprechungen wird zum einen gezeigt, dass „in verschiedenen Sprachen bzw. Kulturen in einer vergleichbaren Situation nicht immer ‚das Gleiche‘ gesagt [...] wird und dass Formeln zweier Sprachen, die auf den ersten Blick als Volläquivalente voneinander anmuten, doch nicht unbedingt völlig deckungsgleich sind“ (S. 156). Zum anderen wird – bezogen auf die Formel *bitte* – verdeutlicht, dass „das bloße Vorhandensein von *bitte* nicht unbedingt Höflichkeit bzw. das eventuelle Fehlen eines expliziten lexikalischen *bitte*-Äquivalents im Finnischen nicht unbedingt Unhöflichkeit bedeutet“ (S. 161). Vor diesem Hintergrund legt die Autorin nach einem eigens dafür entwickelten Kriterienkatalog eine Funktionstypologie von *bitte* vor. Sie sondert zunächst zehn Funktionstypen aus und kommt mit einer weiteren Untergliederung „auf 17 situativ unterschiedliche Gebrauchsvarianten“ (S. 166), die dann einzeln genau beschrieben, mit literarischen Texten entnommenen Belegen illustriert und mit ihren finnischen Äquivalenten verglichen werden. Als der häufigste Funktionstyp erweisen sich mit 65 % Aufforderungen und Bitten. Damit erhält der Leser einen theoretisch und kontextuell gut abgesicherten bilateralen Funktionen- und Formenvergleich, der

zusätzlich mit den Einträgen zu *bitte* in deutsch-finnischen Wörterbüchern konfrontiert wird, was zu der Schlussfolgerung führt, dass zwar „die Funktionsvielfalt von *bitte* oft nur zum Teil erfasst wird“, aber „die üblichsten Funktionen und die aus kontrastiver Sicht häufigsten bzw. auffälligsten Varianten“ (S. 192) nicht fehlen.

Der den Band abschließende Beitrag von WILTRUD MIHATSCH und JAN WIRRER, *Phraseme der anderen Art: Ungenauigkeitssignale* (S. 205-225), thematisiert ein äußerst selten angesprochenes Problem, und zwar sprachliche Ausdrücke, deren Funktion in der mündlichen wie schriftlichen Kommunikation darin besteht, „bei nichtversprochenen Konzepten oder unbekanntem Konzepten, Referenzen oder Quantitäten die Identifikation zu gewährleisten“ (S. 220). Die Autoren legen eine tabellarische Übersicht über die möglichen Arten der Ungenauigkeitssignale vor und zeigen anschließend, dass ein Teil solcher Ausdrücke eindeutig pragmatischen Phraseologismen zuzuordnen ist. Sie sind hochfrequent, aber selten in phraseologischen Wörterbüchern registriert, sie dienen *im Großen und Ganzen* „zur Unterstützung der Formulierungsarbeit“ (S. 221), aber auch als Verzögerungssignale, Platzhalter, Heckenausdrücke, Pausenfüller u. a. m.

Der Band stellt eine Bestandsaufnahme zu pragmatischen Phraseologismen dar und enthält zugleich Postulate und Hinweise für ihre weitere Erforschung. Alle Beiträge des vorliegenden Bandes heben hervor, dass pragmatische Phraseologismen für eine situativ und soziokulturell angemessene und damit erfolgreiche Kommunikation unumgänglich sind und deshalb in der Fremdsprachendidaktik und in allen sie stützenden Disziplinen wie Lernerlexikographie oder Lehrbuch-

forschung entsprechender Beachtung bedürfen. Die automatisierte Verwendung kommunikativer Formeln sichert die Rede, die textsortengerechte Textorganisation und die sozio-kulturell erwartbare Partner-Relation. Für einen Nichtmuttersprachler sind sie insbesondere wegen „ihrer Entlastungsfunktion und der Verhaltenssicherheit gebenden Funktion“ (S. 82) wichtig. Neben einem ordnenden Überblick über die theoretischen Grundlagen liefert der Band mehrere detaillierte Beschreibungen ausgewählter Gruppen von pragmatischen Phraseologismen sowie Denkanstöße und Analysemuster für weitere Untersuchungen der Formeln einzelner Sprachen wie auch in zwei- und mehrsprachigen Vergleichen. Im *Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen* sind pragmatische Phraseologismen auch aus mehrsprachiger, inter- und multikultureller Perspektive erfasst,

was sie eurolinguistischen Kontexten und Forschungen zugänglich macht. Da alle Beiträge sich zum großen Teil auf dieselbe Literatur stützen, wäre die Beifügung einer eventuell nach Forschungsaspekten gegliederten zusammenfassenden Bibliographie zu pragmatischen Phraseologismen vorteilhaft für den Leser. Die thematische Konzentration der Beiträge auf kommunikative Formeln bedingt eine z. T. wohl unumgängliche Wiederholung der theoretischen Basisbeschreibung. Der Inhalt des Bandes und die in den einzelnen Beiträgen präsentierten Untersuchungen übertreffen bei weitem Erwartungen, die ein Leser anhand des Inhaltsverzeichnisses haben kann. Ein weiterer Band mit einer Fortsetzung dieser angerissenen Problematik wäre auf jeden Fall wünschenswert.

Czesława Schatte, Poznań

**SOPATA, ALDONA (2009): *Erwerbstheoretische und glottodidaktische Aspekte des frühen Zweitspracherwerbs. Sprachentwicklung der Kinder im natürlichen und schulischen Kontext.* Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM. 462 S.**

„Sprache ist ein Teil des menschlichen Lebens, der nicht wegzudenken ist.“ (S. 15) Jeder erwachsene gesunde Mensch beherrscht mindestens eine Sprache – seine Muttersprache. Das Phänomen des Spracherwerbs steht im Fokus linguistischer Fragen. „Faszinierend am Erstspracherwerb ist die Tatsache, dass ein sich typisch entwickelndes Kind immer in der Lage ist, ein so reiches konzeptuelles System, wie die Grammatik einer natürlichen Sprache, zu konstruieren, die Wörter und später Sätze einer gegebenen Sprache zu verstehen und zu produzieren.“ (S. 41) Mit diesen Worten führt Sopata den Leser in ein äußerst interessantes Thema des Spracherwerbsprozesses ein. Welche Fähigkeiten liegen bei

Menschen dem Erlernen ihrer Sprache zu Grunde? Wie sieht der Verarbeitungsmechanismus der sprachlichen Daten aus, der korrekte Sätze produzieren lässt und ihre richtige Interpretation sichert? Auf diese und noch viele weitere Fragen zum Spracherwerb sucht Sopata in ihrer Arbeit erfolgreich Antworten.

Sopatas Buch fokussiert nicht allein auf den Spracherwerb einer Muttersprache. Sopata legt eine beachtliche empirische Studie mit umfangreichen Schlussfolgerungen zum Zweitspracherwerb und darüber hinaus auch zum Erlernen einer Fremdsprache vor. Dadurch stellt die Autorin neue Implikationen für glottodidaktische Untersuchungen auf. Nach Sopata (S. 36) wird der Verlauf des Zweitsprach-

erwerbs in der Kindheit durch Regularitäten bestimmt, die zugleich notwendige Vorkenntnisse für die Entwicklung sinnvoller didaktischer Maßnahmen beim frühen Fremdsprachenlernen bilden. So ist die Arbeit interdisziplinär orientiert: Die Sprachlehrforschung wird durch Untersuchungen zur gesamten menschlichen Spracherwerbsfähigkeit erweitert. Der Spracherwerb ist ein systematischer Prozess. Er wird als natürliches, implizites und unbewusstes Lernen verstanden, für dessen Fortführung eine sprachliche Umgebung notwendig ist. In der Literatur wird der Spracherwerb als ‚language acquisition‘ bezeichnet und von dem Begriff ‚learning‘ (Lernen) unterschieden. Unter Lernen wird hingegen ein gesteuerter, expliziter und bewusster Prozess verstanden.

Sopata beginnt ihre Untersuchung mit einer Beobachtung von Phänomenen, die den Spracherwerb, d.h. die Aneignung einer Sprache unter natürlichen Bedingungen, begleiten. Den eigentlichen Forschungsgegenstand bilden der Erwerb und die Dynamik des Aufbaus des deutschen Sprachsystems als Zweitsprache. In Bezug auf den Gegenstand der dargestellten empirischen Untersuchung formuliert Sopata (S. 39) Fragen u. a. zur altersbedingten, angeborenen menschlichen Disposition zur Mehrsprachigkeit, zum Einfluss des bilingualen Aufwachsens auf die allgemeine kognitive Entwicklung, zur Verlaufsqualität des Zweitspracherwerbs in unterschiedlichen Altersgruppen und zur Altersgrenze, die den sukzessiven Erwerb der Erstsprache von der Zweitsprache unterscheidet. Anhand der empirischen Daten vergleicht Sopata verschiedene Lernkontexte beim Aufbau der Struktur der Zweitsprache in der frühen Phase des Zweitspracherwerbs miteinander. Darüber hinaus knüpft die Autorin nicht nur

an die natürlichen und ungesteuerten Prozesse der Sprachentwicklung an, sondern auch an Kontexte, die das Lehren und Lernen der Zweitsprache im Fremdsprachenunterricht begleiten.

Sopatas Untersuchung zeichnet sich durch eine sehr disziplinierte Herausarbeitung der Fragestellungen aus. So bildet die Fragestellung zum Zweitspracherwerb das erste Kapitel (S. 62-120). Dieses wird mit einer Einführung in den Forschungsgegenstand (S. 15-40) und in die Grundlagen der Spracherwerbstheorien eingeleitet (S. 41-61). Hier nimmt die Autorin explizit Bezug auf die generative Theorie von CHOMSKY (1981, 1995), im engeren Sinne auf die Prinzipien- und Parametertheorie (S. 46-49) sowie auf das ‚Minimalistische Programm‘ (S. 51-53) und auf die ‚Processability Theory‘ von PIENEMANN (1998, 2005) (S. 96-100). Auf diese zwei Ansätze stützt sich die im weiteren Teil dargestellte Untersuchung. Die Behandlung der grundlegenden Fragen zum Zweitspracherwerbsphänomen wird erweitert durch die Besprechung relevanter Aspekte der Zweitspracherwerbsforschung wie Altersgrenze (S. 68-78, 104-120), gesteuerte und ungesteuerte Lernkontexte (S. 78-83) und andere Faktoren, die den Zweitspracherwerb beeinflussen (S. 64-68).

Die Autorin konzentriert sich in ihrem Buch auf den Erwerb der morphologischen Finitheit mit ihren syntaktischen Aspekten in unterschiedlichen Äußerungen aus Sicht der Prinzipien- und Parametertheorie und des ‚Minimalistischen Programms‘ (S. 121-154). Die Auswahl dieses Untersuchungsbereiches ist nicht zufällig. Die Flexionsmorphologie sowie die damit zusammenhängende Subjekt-Verb-Kongruenz gehören zu den wichtigsten Phänomenen in der frühen Phase des Spracherwerbs des Deutschen und des

Polnischen. Sie lassen auch mentale Prozesse, die der direkten Beobachtung nicht zugänglich sind, besser nachvollziehen. Dadurch wird dem Leser ein Einblick in die Verarbeitungsmechanismen der Aneignung einer Zweitsprache verschafft. Von großer Relevanz sind dabei Zweitspracherwerbsprozesse in der Kindheit und im Grundschulalter, deswegen werden die theoretischen Konzepte in verschiedenen Altersgruppen untersucht. Auf diese Weise hat Sopata das Postulierte in dem Buch in die Tat umgesetzt. Vorausschauend geht es um die Umsetzung des Projekts, die theoretischen Grundlagen der Entwicklung der Sprachkompetenz unter natürlichen Bedingungen in das Modell des frühen Fremdsprachenunterrichts zu integrieren. Sopata stellt in ihrer Arbeit Resultate ihrer Forschungsarbeit mit drei Kindergruppen vor, die Deutsch als Erstsprache, als Zweitsprache sowie Deutsch als Fremdsprache gelernt haben. Natürlich wird bei der Untersuchung der Beginn und die Dauer des Zweitspracherwerbs bzw. des Sprachlernens und das Alter des Kindes berücksichtigt. Es handelt sich um eine Longitudinalstudie, womit Sopata einen großen Beitrag zur Zweitspracherwerbsforschung im Sinne der ‚language acquisition‘ leistet. Die genaue Darstellung der Untersuchung befindet sich im sechsten und siebten Kapitel (S. 155-384), die zugleich als Hauptteil gedacht sind. Im sechsten Kapitel werden die Spontansprachdaten von Kindern dargestellt, die Deutsch als Zweitsprache im natürlichen Lernkontext erwerben. Im siebten Kapitel werden die Sprachdaten von Kindern untersucht, die Deutsch als Fremdsprache im schulischen Lernkonzept erlernen. In den zwei folgenden Kapiteln (S. 385-425) werden die Ergebnisse der Daten-

auswertung in Bezug auf die im Buch dargestellten Theorien besprochen. So bilden sie auch den abschließenden Teil. Es wird diskutiert, inwieweit sich der generative Ansatz und die ‚Processability Theory‘ für die Erfassung der grundlegenden Phänomene bei der Entwicklung der Finitheit im kindlichen Spracherwerb eignen. Die Ergebnisse der Untersuchungen ermöglichen es, den Entwicklungsverlauf der Sprachkompetenz näher zu erforschen. Dadurch tragen sie dazu bei, unterschiedliche Lernkonzepte zu entwickeln sowie ein nützliches didaktisches Konzept für den Fremdsprachenunterricht auszuarbeiten. Als unbestrittenes Verdienst der Autorin sind ihre praktischen Vorschläge zur Anwendung von generativen Zweitspracherwerbsanalysen in der Glottodidaktik anzusehen. Das lesenswerte Buch leistet einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Regularitäten bei der Beherrschung von Sprachstrukturen in der Zweitsprache und somit auch zur Zweitspracherwerbsforschung im Allgemeinen und zur Glottodidaktik.

#### Literatur

- CHOMSKY, NOAM (1981): *Lectures on Government and Binding. The Pisa Lectures*. Dordrecht.  
– (1995): *The minimalist program*. Cambridge (Mass.)/London.  
PIENEMANN, MANFRED (1998): *Language Processing and Second Language Development: Processability Theory*. Amsterdam.  
– (2005): *An Introduction to Processability Theory*. In: PIENEMANN, MANFRED (ed.): *Cross-linguistic Aspects of Processability Theory*. Amsterdam.

Anna Pilarski, Szczecin

**ZIELIŃSKI, LECH / LUDWIG, KLAUS-DIETER / LIPCZUK, RYSZARD (eds.) (2011): *Deutsche und polnische Lexikographie nach 1945 im Spannungsfeld der Kulturgeschichte*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=Danziger Beiträge zur Germanistik 35). 306 S.**

Der Sammelband *Deutsche und polnische Lexikographie nach 1945 im Spannungsfeld der Kulturgeschichte* enthält insgesamt 22 Vorträge, die überwiegend auf einer deutsch-polnischen Tagung gehalten wurden, die vom 21. bis 23. Mai 2009 an der Nikolaus-Kopernikus-Universität stattfand. Das Themenspektrum der präsentierten Beiträge reicht vom Medienwandel in den deutsch-polnischen Wörterbüchern über Direktionalität, Bilder in der deutschen und polnischen Wörterbuchlandschaft bis hin zu laufenden oder bereits abgeschlossenen Wörterbuchprojekten. Der Sammelband ist thematisch in vier Teile aufgliedert, von denen der erste allgemeine Fragen der polnischen und deutschen Lexikographie behandelt. Der zweite Teil berichtet über abgeschlossene, laufende bzw. bereits konzipierte Wörterbuchprojekte. Während im nächsten Teil Aspekte der einsprachigen Lexikographie im Vordergrund stehen, werden im vierten Teil Fragen der zweisprachigen deutsch-polnischen Lexikographie nach 1945 diskutiert. Der kurze Überblick über die im Sammelband enthaltenen Artikel ist als eine Art Anregung gedacht, die den potenziellen Leserinnen und Lesern Impulse für eine weitere und tiefere Lektüre dieses lesenswerten Buches geben sollte.

Das erste Kapitel eröffnet der Beitrag von PIOTR ŻMIGRODZKI (S. 13-31), in dem die Problemlage der polnischen Lexikographie nach 1990 dargestellt wird. Im Mittelpunkt stehen zum einen die Veränderungen in der polnischen Wörterbuch-

landschaft nach der politischen Wende 1989 und zum anderen die Aufgaben, die ein Wörterbuch aus der Sicht des Benutzers zu erfüllen hat. KRZYSZTOF PETELENZ (S. 33-44) macht in seinem Text auf die wachsende Rolle der Online-Wörterbücher aufmerksam, die „eine permanente Interaktion zwischen Benutzern und Lexikographen ermöglichen, tagesaktuelle Inhalte anbieten, auf andere Quellen verweisen, die Aussprache akustisch geben und Beiträge der Benutzer aufnehmen“ (S. 33). In seinen Ausführungen zum Thema *Frauen und andere Minderheiten: Political Correctness als programmatische Anforderung an die Lexikografie* verweist MATTHIAS WERMKE (S. 45-54) am Beispiel ausgewählter Wörterbücher der *Duden*-Redaktion auf Einträge, in denen geschlechtsspezifische Vorurteile transportiert werden.

Der zweite Teil des Sammelbandes beginnt mit dem Beitrag von HARTMUT SCHMIDT (S. 57-68), der die Arbeit am *Dem Deutschen Wörterbuch (DWB)* Brüder Grimm skizziert, die von politischen Konflikten zwischen Ost und West geprägt war. Der Verfasser betont zu Recht, dass die Nichteinmischung der Politik in die sprachwissenschaftliche Arbeit eine der Grundvoraussetzungen für den lexikographischen Erfolg ist. DORIS STEFFENS (S. 69-80) beschreibt dagegen ein bereits abgeschlossenes Projekt, dessen Ziel es war, ein Neologismenwörterbuch herauszugeben, das die nach 2000 aufgekommenen Neologismen enthält. Der kostenlose Zugang zu diesem

Wörterbuch sollte nach Meinung der Autorin „auch Nutzer erreichen, die gedruckte Wörterbücher nicht in die Hand nehmen“ (S. 76). Der Beitrag von JÓZEF WIKTOROWICZ und AGNIESZKA FRĄCZEK (S. 81-87) konzentriert sich auf lexikographische Probleme, mit denen sich die Autoren des *Großwörterbuches Polnisch-Deutsch* des PWN-Verlages intensiv beschäftigt haben. Im Weiteren werden auch Lösungen bezüglich u. a. der Lemmatisierung der perfektiven/imperfektiven Formen, Phraseologismen, Homonyme präsentiert, auf die sich das Team der Mitarbeiter einigen konnte. Das Hauptinteresse des Beitrags von MARTIN RENZ (S. 89-99) gilt dem *Wörterbuch der deutschen Lehnwörter in der polnischen Schrift- und Standardsprache von den Anfängen des polnischen Schrifttums bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts*, das die Geschichte von ca. 2.500 deutschen Lehnwörtern im Polnischen dokumentiert. Der nächste Artikel von BURKHARD SCHAEDEK (S. 101-114) handelt von einem lexikographischen Projekt, dessen Ziel es war, ein einsprachiges Wörterbuch der Universitätssprache zu erarbeiten. Der Autor verweist darauf, dass ein solches Werk bereits 2008 unter dem Titel *UNI-LEX Universalwörterbuch für in- und ausländische Studierende* erschienen ist und dass auf seiner Basis zwei Jahre später das zweisprachige *Universitätswörterbuch Deutsch-Polnisch – Słownik uniwersytecki niemiecko-polski* herausgegeben wurde. Im Beitrag von MACIEJ GROCHOWSKI, ANNA KISIEL und MAGDALENA ŻABOWSKA (S. 115-129) werden die Grundsätze der Beschreibung von Stichwörtern in einem zu konzipierenden Wörterbuch der polnischen Partikeln diskutiert, wobei das Hauptaugenmerk auf die potenzielle Mikrostruktur gerichtet wird. DOROTA MISIEK (S. 131-141)

präsentiert in ihrem Beitrag eine Methode der Wörterbuchuntersuchung von Phraseologismen, die für das Projekt *Phraseologismen in polnisch-deutschen und deutsch-polnischen Wörterbüchern. Elektronisches bilinguales Wörterbuch der Phraseologismen als MySQL-Database* entwickelt wurde und deren Ziel es ist, eine benutzerfreundliche und fehlerfreie Darstellungsform von phraseologischen Wendungen auszuarbeiten. Den zweiten Teil des Sammelbandes beschließt KLAUS-DIETER LUDWIG (S. 143-155), dessen Hauptinteresse den deutschen Archaismen gilt. Der Autor konstatiert zu Recht, dass „eine systematische deskriptive Erfassung veralteten Wortguts in einem Spezialwörterbuch nach wie vor ein Desiderat der deutschen Lexikografie ist“ (S. 149).

Im dritten Teil wird der Fokus auf ausgewählte Aspekte der einsprachigen deutschen und polnischen Lexikographie nach 1945 verlegt. MIROSLAW BANKO und AGNIESZKA ZYGMUNT (S. 159-177) analysieren am Beispiel des *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* [Neues Wörterbuch des korrekten Polnisch] Verwendungsbeispiele, die geschlechtsbezogene Stereotype widerspiegeln. ADAM BEDNAREK (S. 179-192) geht auf die Frage der semantischen Relationen zwischen Bezeichnungen von Gefühlen im *ISPJ* ein. HANNA BIADUŃ-GRABAREK und JÓZEF GRABAREK (S. 193-203) befassen sich mit den Methoden der Sprachmanipulation (darunter mit Nichtbenennung, Umbenennung, Bedeutungsspaltung und Systembezogenheit), die im von Kempke 1984 herausgegebenen *Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* zu finden sind. Den Untersuchungsgegenstand von MONIKA BIELIŃSKA (S. 205-218) bildet die Phraseologismenbehandlung in den Metatexten von elf ein-

sprachigen Lernerwörterbüchern. SYLWIA FIRYN (S. 219-232) geht der Frage nach, ob und eventuell in welcher Form österreichische Lexeme im *Duden. Universalwörterbuch*, im *Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*, in *Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache* und im *Handwörterbuch Deutsch-Polnisch* von Jan Chodera, Stefan Kubica und Andrzej Bzdęga berücksichtigt wurden. Im Mittelpunkt der Betrachtung von EMILIA KUBICKA (S. 233-242) steht das phraseologische Wörterbuch *Wielki Słownik frazeologiczny języka polskiego* [Großwörterbuch der Phraseologismen der polnischen Sprache] von Piotr Müldner-Nieckowski, das nach Meinung der Autorin „einen bewussten Versuch darstellt, die Autorität des Wörterbuches für die Erziehung eines guten, klugen Menschen und Polen einzusetzen“ (S. 241). Im Beitrag von LECH ZIELIŃSKI (S. 243-257) wird auf die Methoden der metalexikographischen Erfassung am Beispiel des *Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache* von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz eingegangen.

Den letzten Teil des Buches eröffnet der Beitrag von ANDRZEJ KĄTNY (S. 261-268), der sich eingehend mit der Erfassung und Behandlung von Phraseologismen im *Wielki Słownik niemiecko-polski* [Großwörterbuch Deutsch-Polnisch] von PONS auseinandersetzt. RYSZARD LIPCZUK (S. 269-282) hat hingegen den Schwerpunkt auf die Direktionalität in polnisch-deutschen Wörterbüchern gelegt. Dabei hat er die analysierten Wörterbücher in drei historische Perioden (19. Jahrhundert bis 1945, 1945-1989 und nach 1989) unterteilt, um anschließend alle drei hinsichtlich der Adressatenbezogenheit zu charakterisieren. MAGDALENA LISIECKA-CZOP (S. 283-

295) befasst sich in ihrem hochinteressanten Artikel mit Bildern und Wörtern in der zweisprachigen Lexikographie und konstatiert zu Recht, dass „Bilderwörterbücher eine besondere Gruppe der Bedeutungswörterbücher darstellen, in denen die Abbildungen die Funktion der lexikographischen Definitionen übernehmen oder zumindest unterstützen. Sie können rein sprachliche Wörterbücher nicht ersetzen, sie bilden aber eine wertvolle Ergänzung in der lexikographischen Landschaft“ (S. 293). Im Beitrag von JANUSZ TABOREK (S. 297-306) wird überprüft, „ob und inwieweit die Selektion eines Satzes und seine Form in den deutsch-polnischen Wörterbüchern Berücksichtigung fand“ (S. 298). Der Analyse wurden ausgewählte deutsche und polnische Verben in den Großwörterbüchern von PONS und PWN unterzogen.

Insgesamt ist zu sagen, dass der über 300 Seiten umfassende Sammelband *Deutsche und polnische Lexikographie nach 1945 im Spannungsfeld der Kulturgeschichte* 22 lesenswerte Beiträge enthält, die sich mit unterschiedlichen Fragen der Lexikographie befassen. Den Herausgebern ist es gelungen, namhafte Lexikographen, Polonisten und auch deutsche und polnische Germanisten, zu versammeln, um, wie im Vorwort zu lesen ist, „den Wissenstransfer zwischen polnischen und deutschen Wissenschaftlern auf dem Gebiet der Lexikographie und Metalexikographie zu intensivieren“ (S. 9). Hingewiesen werden muss auf die Tatsache, dass der Sammelband sich nicht einzig und allein an Lexikographen richtet, sondern auch für alle Sprachwissenschaftler empfehlenswert ist, die sich mit Phraseologismen, Neologismen, Entlehnungen, Partikeln, Archaismen sowie Fragen zur Syntax befassen. Sie

### *Rezensionen*

können in diesem Buch zweifelsohne Impulse für ihre wissenschaftliche Arbeit finden. Hervorzuheben ist schließlich der durchdachte Aufbau, der dieses wertvolle Buch in vier Themenbereiche unterteilt, was eine leichte Orientierung in den Inhalten ermöglicht.

*Elżbieta Kur, Poznań*